

7

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1976



Was ist Sache?

Was der IX. Parteitag der SED beschlossen hat, ist ganz gewaltig. Dem kann man nur zustimmen. Woher nehmen wir aber die Gewißheit, daß das alles auch wirklich geschafft wird?
Soldat Frank Hönig

Zweifelsohne, lieber Genosse Hönig, sind es hohe und erstrebenswerte Ziele, die der IX. Parteitag der SED anvisiert und bis in die Einzelheiten klar bestimmt hat. Dafür lohnt es sich zu arbeiten und zu kämpfen. Sicher, einfach wird es nicht gerade werden, alles das zu schaffen, was die Partei sich mit uns für das ganze Volk vorgenommen hat. Dabei wird jede Hand gebraucht, auch und nicht zuletzt die der Soldaten. Aber die Mühe wird sich auch hier wieder mit der freudigen Gewißheit verbinden, daß jede Anstrengung sich sowohl für jeden persönlich als auch für die Gesellschaft auszahlt. Das Wissen darum macht froh und stimmt optimistisch, es beflügelt und gibt ganz gewiß auch Ihnen neue Kraft.
Was der IX. Parteitag beschloß, wird sein. Dessen bin ich mir mit Millionen Menschen unseres Landes gewiß. Ich hatte das Glück, die Parteitagstage unmittelbar im Palast der Republik mitzuerleben. So konnte ich am Ort des Geschehens selbst sehen, mit welcher theoretischen Reife und Wissenschaftlichkeit, mit welcher Sachkenntnis und revolutionären Leidenschaftlichkeit einerseits Bilanz gezogen und andererseits die neuen Aufgaben bestimmt wurden. Und mir klingt auch noch im Ohr, was Genosse Erich Honecker, Generalsekretär des Zentralkomitees der SED, dazu sagte. Dies nämlich: „Wenn wir uns die Frage vorlegen, woher wir die Kraft und die Sicherheit nehmen, uns für diesen Zeitraum 1976 bis 1980 neue und höhere Ziele zu stellen, dann finden wir die Antwort zu einem entscheidenden Teil in all dem, was unser Volk in Durchführung der Beschlüsse des VIII. Parteitages erreicht hat."
Nun richten wir den Blick weiter nach vorn. Auf einem fortgeschrittenen Entwicklungsniveau nehmen wir die Aufgaben der Gegenwart in Angriff und tun dies mit dem Blick auf unser großes Ziel, die kommunistische Gesellschaft. Und wiederum schließt die Zielstellung alle Gebiete unseres Lebens ein. Sie reicht, wie Sie zweifelsohne wissen, von den Kennziffern des Nationaleinkommens und der Arbeitsproduktivität über die des sozialpolitischen Programms bis hin zu den Aufgaben der Landesverteidigung, der Kultur und des Sports. Auch das wird Schritt für Schritt faßbare, lebendige Wirklichkeit werden.
Woraus erwächst diese Gewißheit?
Ich meine, zuallererst aus der Kraft der kollektiven und im Klassenkampf bewährten Führung durch die Partei. Der sichere Kompaß für die Bestimmung des Kurses, den wir steuern, ist ihr marxistisch-leninistisches Herangehen an alle Grundprobleme unserer gesellschaftlichen Entwicklung. Politisch, ideologisch und organisatorisch gestählt sowie reicher geworden an Erfahrungen, ist sie heute fester im Volk verwurzelt denn je. Es hat sich auch bei uns das Wort Lenins bewahrheitet: „Um zu regieren, braucht man eine Armee von gestählten Revolutionären, von Kommunisten. Diese Armee gibt es, ihr Name ist Partei."
Meine Zuversicht gründet sich des weiteren auf die gewaltige Kraft, das Schöpfertum und die Leistungsfähigkeit der Arbeiterklasse und aller Werktätigen unseres Landes. Welchen besseren Beweis könnte es dafür geben als die Feststellung des Genossen Erich Honecker, daß der Erfolgsbericht des Zentralkomitees der SED an den IX. Parteitag „vom ganzen Volk geschrieben" worden ist!
Und schließlich, so meine ich, erwächst diese Gewißheit aus unserem engen Bündnis mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Bruderländern. Mit jener sozialistischen Gemeinschaft also, die dank ihrer großen politischen, wirtschaftlichen und militärischen Kraft mehr und mehr den Pulsschlag des Lebens auf dieser Welt bestimmt und allein fähig ist, das Leben für alle Menschen lebenswert zu machen.
Damit, lieber Genosse Hönig, sind Sie und ich, sind wir alle Zeugen und aktive Gestalter einer Zeit, deren Akzente durch den Sozialismus gesetzt werden. Dazu gehören auch unsere militärischen Taten, für die der Parteitag Worte der höchsten Anerkennung fand. Das sollte auch Ihnen und Ihrem Kollektiv Ansporn zu neuen und höheren Leistungen für Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft sein. Denn dies ist unser, der Soldaten, Beitrag zum Erreichen der hochgesteckten Ziele – auf daß Wirklichkeit wird, was der IX. Parteitag beschloß.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Reihenweise

...kommt Euch in diesem schönen Sommermonat Juli der Leser vom Dienst, Leute – ganz besonders denen von Euch, die Ihr urlaubs-, dienst- oder übungshalber unterwegs seid und nach zeitverkürzender Lektüre Ausschau haltet. Was die Reihen angeht, so könnt Ihr die Paperbacks und Hefte an jedem Zeitungskiosk zwischen Kap Arkona und Fichtelberg kaufen: von „Taschenbuch" bis „Tatsachen", von „Meridian" bis „Erzählerreihe". Alle diese Serien erscheinen im Militärverlag der DDR, manche schon länger als fünfzehn Jahre. Einige Reihen haben mit dem 150. oder sogar mit dem 200. Heft bereits runde Jubiläen gefeiert. Die Gesamtauflagen, und das sind Beliebtheits-Kennziffern, gehen in die -zig Millionen Exemplare.

Kann sein, Leute, daß es auch unter Euch ein paar Naserümpfer gibt, für die Literatur erst dort anfängt, wo sie mindestens in halbleinenem Gewande auftritt. Laßt Euch sagen, daß in der Welt 60 Prozent aller Neuerscheinungen paperbäckig oder geheftet auf den Buchmarkt kommen – Gedichte, Sach- und Fachbücher, Romane, Unterhaltung, einfach alles! Halbleder und Goldschnitt sind noch niemals unabdingbare Aushängeschilder „ernsthafter" Literatur gewesen. Was meint Ihr wohl, wie die ganz Großen, die wir heute zu den Klassikern zählen, ihre Werke zuerst veröffentlicht haben? In Zeitschriften oder in schlichter Broschur! Für die wissenschaftliche wie für die ästhetische Bildung der Arbeiterklasse hat das einfach ausgestattete Bändchen, dessen Papier absolut nicht holzfrei war, in der Geschichte eine ungleich größere Rolle gespielt als jeder Prachtwälzer. Um aber kein Mißverständnis aufkommen zu lassen – natürlich hat auch das schöne, das künstlerische Buch seine Berechtigung, das weiß jeder, und eben deswegen braucht man für dieses keine Lanze (dafür eine mehr für die Hefte und Heftchen) zu brechen.

Zur Sache, Leute: Verachtet mir die Reihen nicht! Und nicht ihre Autoren. Zum Beispiel den Reihen-Autor Willy Fomer. Sein Taschenbuch „Dresdner Pitaval" ist schnell vergriffen gewesen. Soviel ich weiß, erscheint bald ein Folgeband. Wer die Kriminalfälle aus drei Jahrhunderten gelesen hat, wird bemerkt haben, daß der Verfasser mit Leidenschaft Partei ergreift – für die Geknechteten, für die Rebellierenden, für die revolutionären Arbeiter. Willy Fomer, Anfang dieses Jahres 70 geworden, gehört selber zu den Veteranen der Dresdner Arbeiterbewegung. Die Nazi-Schläger haben ihn nahezu blind geprügelt...

Oder E. R. Greulich, den seine Freunde Erge nennen. Im Taschenbuch 164, „Wintergefecht" ist der Titel, erzählt er eine fesselnde Episode aus dem Leben Dr. Theo Neubauers. In den letzten Jahren widmet sich Erge vor allem der Lebensdarstellung antifaschistischer Kämpfer. Besonders bekannt wurde sein Artur-Becker-Roman „Und nicht auf den Knien". E. R. Greulich hat selber im Widerstandskampf gestanden, wurde verurteilt, überstand das berüchtigte Strafbataillon 999...

Fomer, Greulich und andere – das sind schon Leute, die uns einiges zu sagen haben.

Sechs Bändchen erscheinen in der „Taschenbuch"-Reihe jedes Jahr. Bei der Reihe „Tatsachen", die sich besonders unter den an geschichtlichen Ereignissen interessierten Lesern großer Nachfrage erfreut, kann man sogar in jedem









Illustration:
Hille Blumfeldt

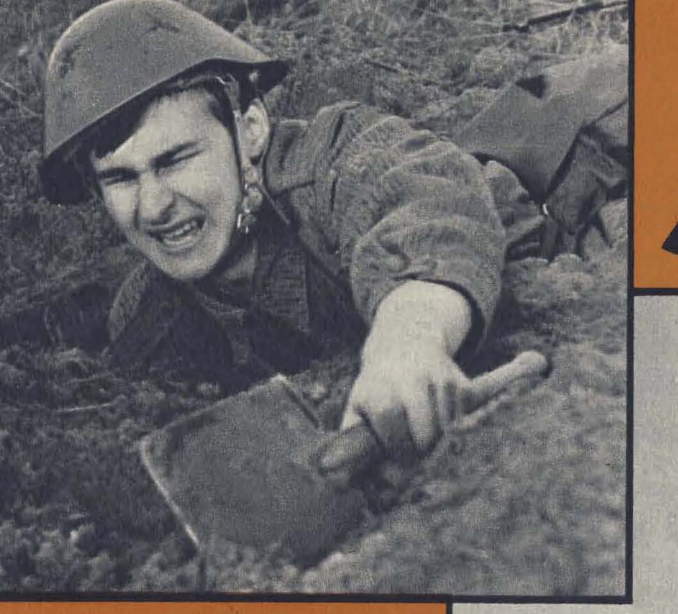
Monat mit einem neuen Heft rechnen. In meiner Kompanie gibt es einen pfiffigen FDJ-Assi für die Politschulung – na, was denkt Ihr, Leute, wie der die Tatsachenhefte ins Spiel bringt, wenn's zum Thema paßt, und wie lebendig der Unterricht wird! Diese Reihe bietet, wie der Name sagt, Tatsachen, keine frei erfundenen Geschichten, historische Begebenheiten hauptsächlich aus der jüngsten Vergangenheit, und spannend erzählt sind sie, kann ich Euch versichern. Wieder ein paar Beispiele zum Beleg. Von Dr. Kurt Rückmann gibt es schon mehrere Tatsachenhefte, in denen er Hintergründe und Verlauf von Verbrechen an fortschrittlichen Politikern nachgestaltet, die imperialistischen Mordanschlägen zum Opfer fielen. Paul Herbert Freyer hat in bisher sieben Ausgaben charakteristische Episoden aus der Geschichte des Seekrieges dargestellt. Günter Hesse, einer der bekanntesten Tatsachen-Autoren, beschäftigt sich vor allem mit Ereignissen des zweiten Weltkrieges, des Widerstandskampfes und der nationalen Befreiungsbewegung. Seine letzte Dokumentation („Tatsachen" 162) heißt „Das Geheimnis um Block 19", es geht darin um die organisierte Falschgeldherstellung der SS im Konzentrationslager Sachsenhausen.

Eine weitere Heftserie des Militärverlages nennt sich „Meridian", und das ist, wenn man's wörtlich nimmt, ein Halbkreis auf dem Gradnetz der Erde, der den einen Pol mit dem anderen verbindet. Die Vielfalt der Schauplätze und Themen rechtfertigt den Namen der Reihe. Ganz willkürlich herausgegriffen: „Meridian" 54 – Schauplatz Barentsee – Bewährung eines jungen sowjetischen Matrosen bei einer U-Boot-Havarie; „Meridian" 57 – Schauplatz Chile – Widerstand gegen die faschistische Pinochet-Junta. Jedes Heft, sechs werden jährlich angeboten, bringt Spannung und Aktion auf etwa 80 Seiten. Ungefähr die Hälfte dieses Umfangs hat jede Broschüre der „Erzählerreihe", von der im vergangenen Jahr das Heft mit der Nummer 200 erschienen ist. Auch hier findet man häufig namhafte Autoren mit kürzeren Prosaarbeiten: Otto Bonhoff, Otto Gotsche, Heinz Kruschel, Karl Wurzberger und andere.

Schätze, Leute, Ihr macht Euch mit der Zeit einen Kopf deswegen, weil ich immer wieder auf diese und jene zu sprechen komme, die solche Hefte schreiben. Ich will Euch mal auf die Sprünge helfen – denkt doch mal zurück, wie die meisten von Euch selber zu Lesern geworden sind (abgesehen, na klar, von der Schul-Pflicht-Lektüre) – doch meistens über die „leichte Kost" in Broschürenverpackung. Wahrscheinlich wäre Euch überhaupt nicht der Appetit auf die „dicken Dinger" in der Buchhandlung oder in der Bibliothek gekommen, wenn Euch die Heftchen mit abgeschmackten, wirklichkeitsfremden Schmonzetten enttäuscht hätten. Also, da möchten wir unseren Starthelfern in die Bereiche der Literatur, den Autoren, die Unterhaltendes parteilich und mit Niveau auf wenig Seiten zu schreiben verstehen, aber auch den Genossen im Militärverlag, die sicher 'ne Menge zu tun haben, damit ihre Reihen über Jahre hin den verdienten guten Ruf behalten – all denen möchten wir durchaus mal unsere militärische Ehrenbezeigung leisten.

Solchermaßen, die rechte Hand an der Kopfbedeckung, in der linken das allerneueste „Tatsachen"-Heft, meldet sich für diesmal ab

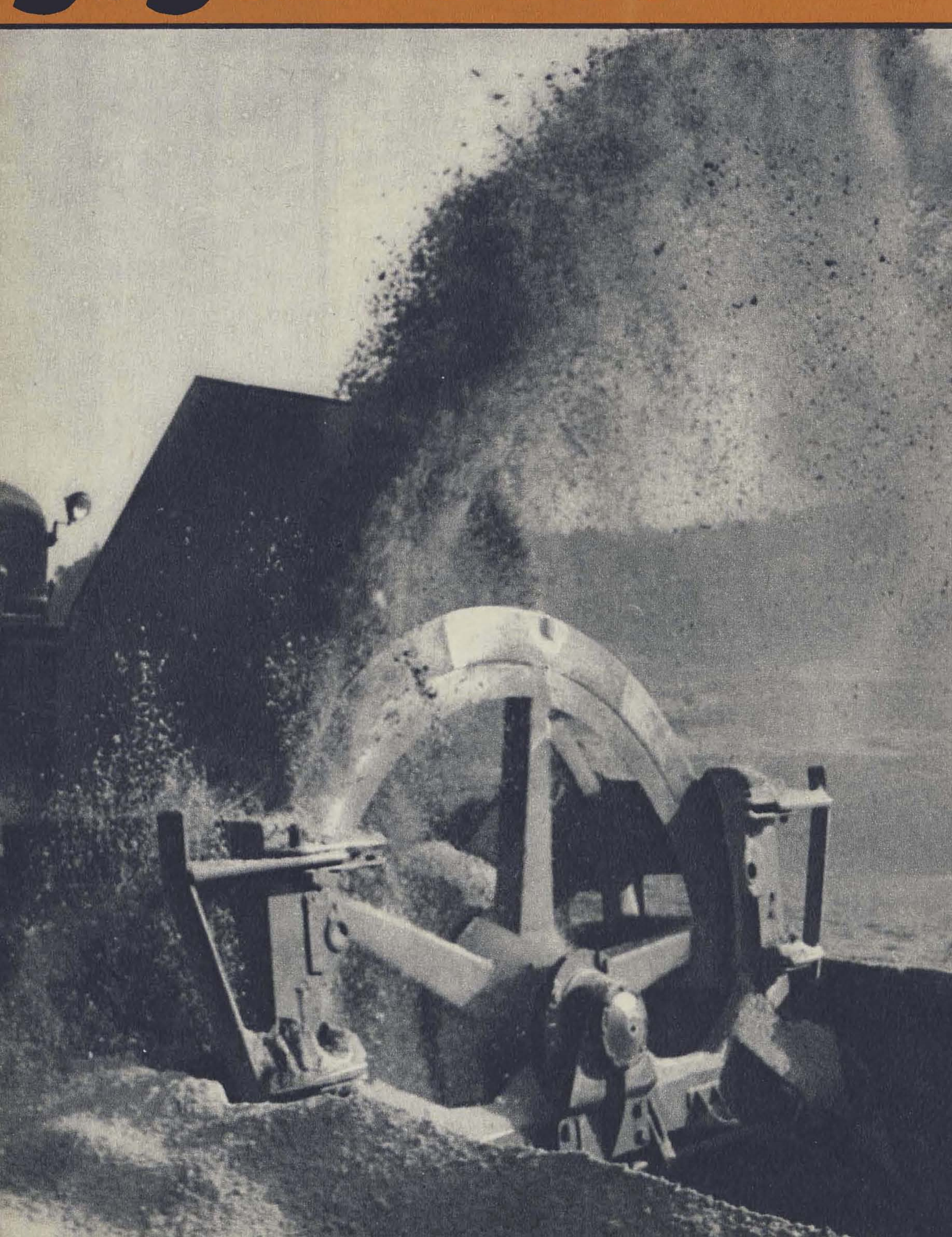
Euer Leser vom Dienst



Spaten 1:400

Der Bau von Feldbefestigungsanlagen, die Erde als Mittel zur gedeckten Feuerführung und als Schutz zu nutzen, ist eine alte Soldatenweisheit. In der Ausbildung, beim Gefechtsdienst oder bei Übungen und Manövern wird es immer wieder geübt. Rund heraus gesagt, heißt das, daß auch heute noch mit dem Spaten unter schwierigen Bedingungen und ungünstigen Verhältnissen „gebuddelt" werden muß. Doch ihn wollen wir hier beiseite lassen, denn die moderne Technik brachte neue „Spaten" hervor, die ein Vielfaches des guten Feldspatens leisten und die Muskelkraft des Menschen vertausendfachen. Dort, wo auf dem Gefechtsfeld die Waffen des direkten Richtens unwirksam sind, treten sie als zuverlässige und leistungsstarke Freunde auf, die Erdbearbeitungsmaschinen. Maschinisten der Pioniertruppen sind es, die sie bedienen und damit dem mot. Schützen, dem Artilleristen und allen anderen Kampfgefährten Unterstützung geben.

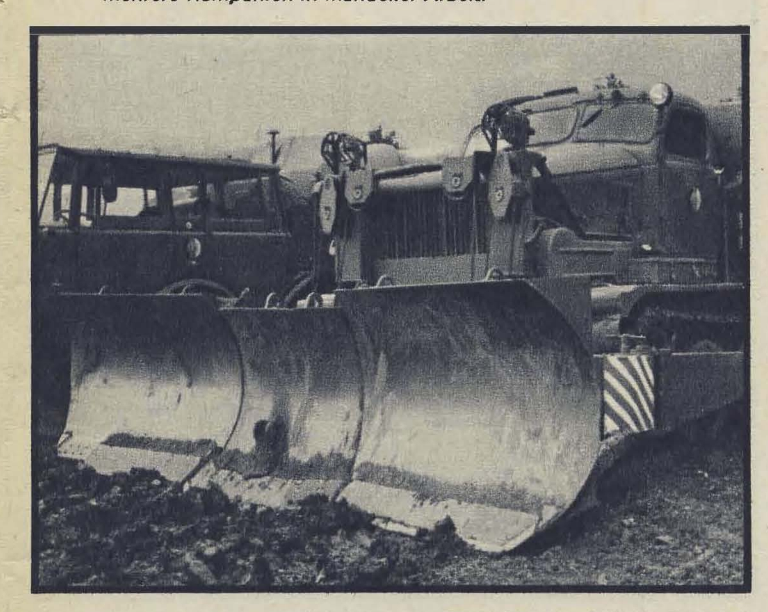
gegen Fräse



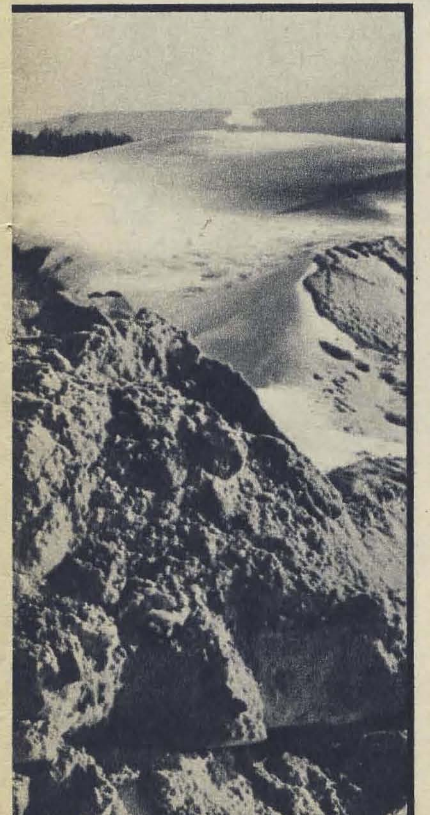
Wie leistungsfähig diese Maschinen sind, soll hier mit einigen Beispielen belegt werden.
Erdbearbeitungsmaschinen werden der militärischen Nomenklatur nach in Straßen- und Stellungsbaumaschinen unterteilt.
Zu den Straßenbaumaschinen gehören die Planierraupen BAT und BAT-M, die Straßenbaumaschine PKT, die Planierraupe D-492A, Autograder und andere Maschinen.
Straßenbaumaschinen und Planierraupen sind zur Mechanisierung der Pionierarbeiten beim Anlegen von Kolonnenwegen und beim Instandhalten von Marschstraßen bestimmt.
Ihre Leistungsfähigkeit läßt sich an nachstehenden Werten veranschaulichen: Bei mittelmäßig durchschnittenem Gelände können zum Beispiel im Sommer an einem Tage 80 bis 100 km unzerstörte Straßen vorbereitet oder 20 bis 40 km zerstörte Straßen wiederhergestellt werden. Parallel zu stark zerstörten Straßen werden Kolonnenwege angelegt. Eine Straßenbaumaschine BAT, besetzt mit zwei Pionieren, ersetzt beim Anlegen eines Kolonnenweges in der warmen Jahreszeit 6 bis 10 und im Winter 15 bis 20 Pionierkompanien.
50 bis 70 km Kolonnenweg können bei konzentriertem Einsatz von Straßenbaumaschinen an einem Sommertag durchaus gebaut werden. Nachts ist die Arbeitsleistung 25 bis 30 Prozent, im Frühjahr und Herbst etwa 20 bis 25 Prozent und im Winter etwa 15 bis 20 Prozent geringer.
Die Planierraupe BAT-M hat im Gegensatz zur BAT eine Hilfskranausrüstung. Damit lassen sich Straßendecken verlegen oder Fertigelemente mit einer Masse bis zu 2 t montieren.
Die Straßenbaumaschine PKT hat eine geringere Leistung als die eben genannten Maschinen. Sie übertrifft diese aber in der Transportgeschwindigkeit. Deshalb setzt man sie vorwiegend zur Sicherstellung der Bewegung der Truppen ein.
Zu den Stellungsbaumaschinen gehören der Grabenbagger BTM, die Grubenaushubma-



Straßenbaumaschinen wie die BAT und BAT-M mechanisieren die Arbeiten beim Anlegen von Marschstraßen und Kolonnenwegen in hohem Maße. Zwei Mann Besatzung schaffen damit soviel wie mehrere Kompanien in manueller Arbeit.



schine MDK-2M, der Autobagger E-305W und die Universalpioniermaschine DOK. Mit dem Grabenbagger werden Schützen- und Verbindungsgräben ausgehoben. Er wirft das Erdreich beiderseitig des Grabens als Brustwehr aus. Die Pioniertruppen der NVA nutzen heute den sowjetischen Grabenbagger BTM-3, der im Vergleich zu seinen Vorgängern zuverlässigere Baugruppen und geringere Außenabmessungen in der Transportanlage aufweist sowie Kettengitterlöffel hat. In mittleren Böden hebt der BTM-3 einen Grabenabschnitt von 300 bis 350 m Länge bei 1,1 bis 1,5 m Tiefe in einer Stunde aus.
Eine andere Erdbearbeitungsmaschine der Pioniere ist die MDK-2M, mit der man Gruben verschiedener Zweckbestimmung ausheben kann. Sie ersetzt die manuelle Arbeitsleistung von mehr als 400 Pionieren! Die MDK-2M hat eine Fräse mit Schleuderwerk und ist zusätzlich mit einer Planiereinrichtung versehen. Mit dieser werden vorwiegend die Fläche





Die dieselelektrisch angetriebene Universalbaumaschine DOK kann zum Planieren, Fördern und Transportieren und vielen anderen Aufgaben eingesetzt werden.

für die Grube und der Grubenboden planiert sowie Ein- und Ausfahrten geebnet (siehe Foto S. 6–7).
Nicht nur die Pioniertruppen, sondern auch die Einheiten der Waffengattungen, Spezialtruppen und Dienste können selbständig Aufgaben der Pioniersicherstellung lösen. So verfügen zum Beispiel die Panzereinheiten über die Panzerplaniereinrichtungen BTU und BTU-55 und die Artillerieeinheiten über die Planiereinrichtung OS-T für das Artilleriezugmittel AT-S.
Die Planiereinrichtung BTU-55 kann am Wannenbug der mittleren Panzer angebaut werden, ohne die Panzerwanne konstruktiv verändern zu müssen. Es werden die gleichen Leisten und Bohrungen genutzt, an denen auch die Minenräumgeräte befestigt werden. Mit dieser Planiereinrichtung sind die Panzerbesatzungen in der Lage, Feuerstellungen unmittelbar in der Gefechtsordnung der Truppen auszuheben. Das ist von großem Vorteil, weil ein in aus-

Schützen- und Verbindungsgräben hebt der Grabenbagger BMT-3 aus. In einer Stunde können bis zu 350 m Graben mit einer Tiefe von 1,5 m ausgebaggert werden. Die ausgeworfene Erde wird dabei zur Brustwehr aufgeschüttet.







Mit der Straßenbaumaschine PKT werden vorwiegend zur Sicherstellung der Bewegung der Truppen Kolonnenwege angelegt. Sie hat eine günstige Transportgeschwindigkeit, die Leistung ist allerdings geringer als die der BAT. Erdbearbeitungstechnik aus dem Bereich der Volkswirtschaft (rechts) wird unter bestimmten Umständen im rückwärtigen Raum eingesetzt.

Die Planiereinrichtung BTU kann an jedem T-55 angebracht werden, ohne daß zusätzliche Veränderungen notwendig sind.



gebauter Stellung befindlicher Panzer einem angreifenden Panzer in der Feuerführung im direkten Richten überlegen ist. Die Zielfläche, die ein angreifender Panzer bietet, erreicht 6 m², während sie bei dem eingegrabenen Panzer 1,5 m² nicht übersteigt. Ein weiterer Vorzug des eingegrabenen Panzers besteht darin, daß er den angreifenden Panzer mit der stabilsten Fläche, der Bugpanzerung des Turmes, gegenübersteht. Hinzu kommt noch der Vorteil der Tarnung. Weitere Vorteile ließen sich nennen. Die hier angeführten Beispiele machen den Nutzen der Pioniermaschinen dieser Art bereits deutlich, weil mit ihrer Hilfe die effektive Feuerführung sowie der Schutz der Truppen und Technik wirksamer werden.

Um stabile Stellungen und Deckungen für Mensch und Technik, die einen zuverlässigen Schutz vor den Wirkungsfaktoren moderner Waffen bieten, zu schaffen, sind auch heute noch viel Personal und Zeit sowie Technik und Material erforderlich. In vielen Fällen können daher im allgemeinen Gefecht nur einfache Anlagen, offene und überdeckte Splittergräben sowie Stellungen und Deckungen für die wichtigste Kampftechnik und für Führungsstellen errichtet werden. Hierfür sind die Erdbearbeitungsmaschinen äußerst nützliche und schnelle Helfer der Truppen.

Natürlich kann auch die in der Volkswirtschaft vorhandene Straßenbau- und Erdbearbeitungstechnik für die Pioniersicherstellung herangezogen werden, vor allem im rückwärtigen Raum. Solche Geräte können sein: Bagger, Schrapper, Bulldozer, Grabenbagger, Kipper und andere Maschinen und Fahrzeuge. Diese Technik ist recht leistungsfähig, wenn sie auch nicht immer den Anforderungen des Gefechts entspricht.

Oberstleutnant
Ing. E. Allmendinger

Soldaten schreiben für Soldaten

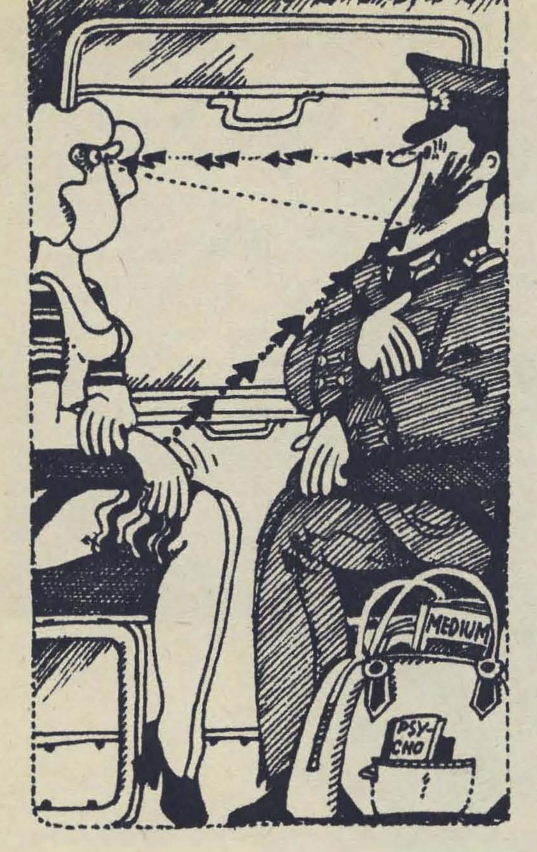


Reinschiff

„Wendefeger spielt wieder verrückt!" raunte Matrose Schütte seinem Freund Gasper zu. „Paß auf, er kommt gleich. Hörst du, wie er im Flur kommandiert?"
Eifrig rutschte Matrose Gasper auf den Knien umher und balsamierte sorgfältig den Fußboden mit dunkelbraunem Bohnerwachs ein. Er gab sich die größte Mühe, bei dem strengen Hauptfeldwebel nicht gleich unangenehm aufzufallen. Keine Ecke blieb von seinem klebrigen Anstrich verschont.
„Ja, was ist denn hier los?" fragte plötzlich jemand lautstark in seinem Rücken. Es war der Hauptfeldwebel. „Wie heißen Sie?" erkundigte er sich neugierig.
„Gasper! Matrose Gasper!" antwortete der Fußbodenpfleger.
„Sie sollen also den Fußboden bohnern. Und Sie glauben tatsächlich, die Spinde gehörten mit zum Fußboden?"
Gasper war es erst jetzt bewußt geworden, daß er die Spindtüren beim Auftragen des Bohnerwachses arg in Mitleidenschaft gezogen hatte. Doch der Spieß zählte noch ganz andere Sachen auf:
Bohnerwachs zu dick aufgetragen, zu ungleichmäßig... und alles mit seinem überlauten Organ, vor dem noch die Matrosen erzitterten, die im Keller zu tun hatten. Gasper ärgerte sich mächtig über den gestrengen Hauptfeldwebel und war froh, daß er beim nächsten Mal unten zu tun hatte. Hier in den Waschräumen war es so herrlich schummrig, daß die Arbeit ruck-zuck erledigt sein mußte. Fröhlich ging Gasper ans Werk. Den herumliegenden Dreck fegte er kurzerhand in die dunkelste Ecke unter die Abflußrohre, und das kleinere Zeug wanderte in den Gulli, sowas wie Seife, Reste von Waschpulverpaketen... Um so mehr Mühe gab er sich dann bei den Waschbecken und Spiegeln, die verhältnismäßig sauber waren und nur mal überpoliert werden brauchten. Hier war das Reinschiffmachen schon etwas anderes als oben in den Zimmern. Hier hatte man auch einen scharfen Wasserstrahl zur Verfügung, der einem die Arbeit erleichterte. Pfeifend hantierte Gasper mit dem Schlauch, den ihm plötzlich der Spieß ebenso pfeifend aus der Hand nahm. Offenbar kannte er sich aus in seinem Haus, denn als wäre es die normalste Sache von der Welt, richtete er den Strahl auf eine dunkle Ecke, die man kaum sah, in der man höchstens etwas vermuten konnte.
Gasper mochte gar nicht hinsehen. Da kamen die tollsten Dinge angeschwommen: Zahnpastatuben, Kämme, Sockenhalter...
Genauso pfeifend, wie er gekommen war, ging der Hauptfeldwebel wieder hinaus. Er hatte lediglich noch die Gitterplatte des verschmutzten Gullis herausgehoben und an einen Wasserhahn getippt.
Gasper war es ganz übel geworden. Ehe er das alles in Ordnung hatte, ging garantiert noch eine Stunde drauf. „Dieser Wendefeger!" zischte er erregt, dazu noch einiges andere, was aber schlecht zu verstehen war.
Nach mehreren ähnlichen Episoden gab es die großen Versetzungen. Gasper und Schütte kamen zusammen in eine andere Einheit. Gespannt sahen sie sich in der neuen Umgebung um. Schütte rümpfte hier und da die Nase, und im Waschraum lachte Gasper überrascht auf und sagte: „Junge, Junge, hier sieht es vielleicht aus!"

Stabsmatrose d. R. Claus Zander





Der Hellseher

Der Gefreite Watzmann saß auf seinem Zimmer und starrte vor sich hin. Auf seinem Nachtschrank schwankte ein Bücherturm: „Hypnose im Dienste der Medizin“, „Telepathie und Wissenschaft“, „Der Magier – Rätsel um Doktor Hanussen“, „Dein Leben aus dem Kaffeesatz – Über das Wahrsagen“.
Watzmann grübelte: „Irgend etwas wird schon dran sein an der Telepathie, wenn sich sogar sowjetische Wissenschaftler damit beschäftigen.“ Er erhob sich und öffnete seinen Schrank. An der Innenseite der Tür hing ein großer Spiegel. Der Gefreite streckte die Arme aus und spreizte die Finger. Mit feurigen Blikken versuchte er das Spiegelglas zu schmelzen, unverständlich gemurmelte Worte kamen über seine Lippen. Hätte nicht in diesem Augenblick der UvD die Tür geöffnet, Watzmann hätte sich wahrscheinlich selbst hypnotisiert. Doch das „Urlauber raustreten zum Urlaubsappell!“ brachte ihn aus den geheimen Sphären des Alls schnell wieder auf den Fußboden seiner Stube zurück. Der Gefreite legte das Koppel an, setzte sich die Schirmmütze auf und – es durchzuckte ihn ein Gedanke. Das war es! Er würde heute nicht, wie sonst immer, seine etwas lang geratene Haartracht unter der Mütze verbergen, er würde den Hauptfeldwebel hypnotisieren!
Watzmann stellte sich in die Reihe der Angetretenen und heftete seinen Blick auf den Hauptfeldwebel, der langsam von einem zum anderen ging. Die Stirn des Gefreiten bedeckte sich vor Anstrengung mit Schweiß. Der Kontrollierende war bereits bedrohlich nahe. Watzmann setzte seine letzten Kraftreserven ein. Sein Medium stand vor ihm. Schon wollte der Hauptfeldwebel weitergehen, da stockte sein Schritt. „Genosse Watzmann, ist etwas? Sie sehen mich so erschöpft an. Ach, Ihr Haarschnitt! Den bringen Sie natürlich noch in Ordnung, bevor Sie in Urlaub fahren. Unteroffizier Horn kann ein wenig schneiden.“
Und wie er konnte! Der Kopf des Gefreiten erhellte wie eine Ampel den Weg zum Bahnhof, erleuchtete die Bahnhofshalle, strahlte auf dem Bahnsteig und verschwand schließlich hinter den Türen des Schnellzuges.
Watzmann flüchtete ins erstbeste Abteil. Peinlich berührt sah er sich einem jungem Mädchen gegenüber. „Auch das noch“, dachte er und lächelte säuerlich. Das Fräulein lächelte zurück. Da durchfuhr es den Gefreiten zum zweiten Mal: Frauen sind viel bessere Medien! Er warf sich in Positur und ließ seine Augen funkeln. Das Mädchen sah gelangweilt aus dem Fenster. Watzmann verschoß Blitze aus seinen Pupillen. Tiefe Furchen durchzogen seine Stirn. Langsam drehte sich das Mädchen um. Unwillig verzog es den Mund. Es hob den Arm. Ihre zarte Hand hinterließ einen deutlichen Abdruck auf Watzmanns Wange. „W-w-wieso?“ stammelte er.
Das Mädchen blickte ihn zornig an: „Ich warne Sie, ich kann Gedanken lesen!“

Feldwebel W. Dertz

Illustrationen: D. Schüler

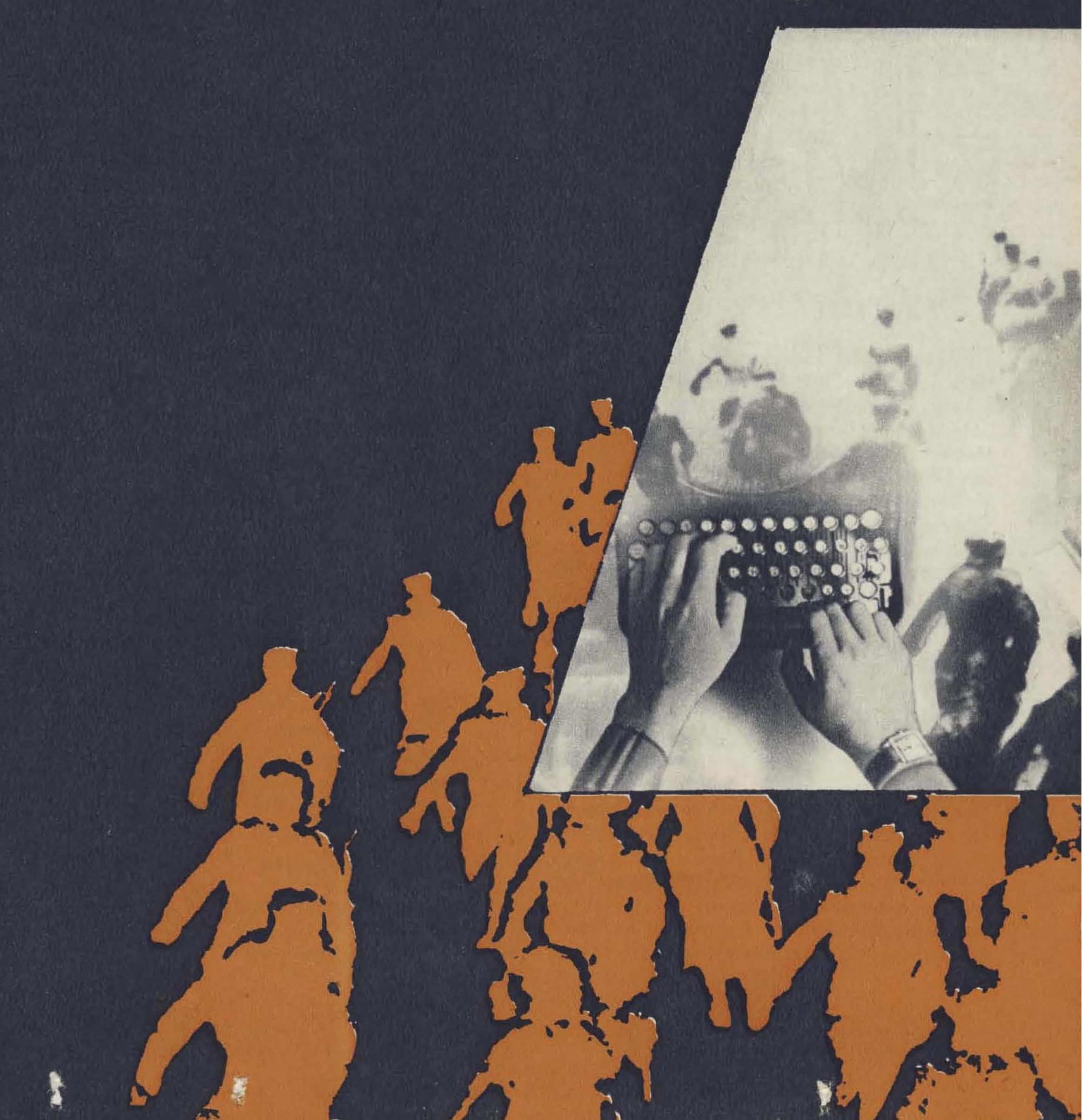
Soll ich deshalb nicht träumen?

Gehe ich abends mitunter spazieren,
Türme ich mir meine Welt zurecht.
Morgens schaue ich meist nüchterner,
Denn da heißt es den Tag zu bestehen.
Soll ich deshalb nicht träumen
Wie uns das kommende Jahrtausend
begegnen wird?

Ekkehard Bader

Man kennt es aus Filmen so: Ein Mann sitzt am Flügel. Seine innere Aufgewühltheit teilt sich dem Betrachter durch die Aufgewühltheit seiner Frisur mit. Kerzen erhellen den Raum. Ein heftiger Luftzug bläht die Gardine. Jetzt greift der Mann in die Tasten. Ein unsichtbares Orchester setzt ein. Da ist sie, die berühmte Melodie, sie strömt dem Meister sozusagen unter den Händen hervor.

Das ist Kintopp. Davor sei gewarnt. So entsteht in der Regel kein Kunstwerk, keine Sinfonie und auch kein Lied. In Wirklichkeit geschieht das ganz anders. Wie aber geschieht das in Wirklichkeit? In jedem Falle auf eine besondere, unverwechselbare Weise; doch in jedem Falle durch harte, angespannte Arbeit. Ich war nicht dabei, als Gerd Eggers den Text zu seinem Lied „Kommunisten voran!" schrieb. Anna Seghers sagte einmal, daß der Schriftsteller sehr allein sei, wenn er etwas schreibe. Allein mit sich und seinen Gedanken, seinen Erfahrungen, seinen Sehnsüchten und Träumen. Er braucht da keinen Souffleur. Ein Souffleur würde alles verderben. Was den Dichter bewegt, erfahren wir aus seinem Werk, aus seinem Gedicht. Der Liedtext von Eggers beginnt so:
„In Petrograd vor dem Win-



Jackenkragen, Klavier und Winterpalais

terpalais, als der Angriff begann, stand einer als erster auf und rief: Kommunisten voran!" Diese wenigen Zeilen weckten in mir die Erinnerung an ein Gespräch, das ich vor Jahren mit Gerd Eggers in einem Potsdamer Café hatte, als er noch Soldat der Grenztruppen war. Er schmiedete damals Pläne. Er wollte nach seinem Wehrdienst eine große Reise in die Sowjetunion unternehmen.

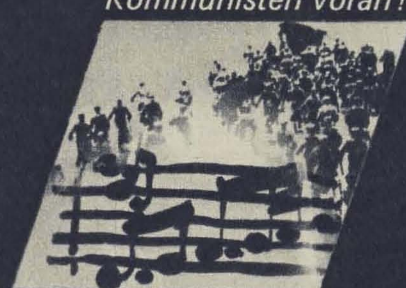
Die Sowjetunion faszinierte ihn, besonders die sowjetische Jugend und deren Enthusiasmus für die Sache des Kommunismus, auch die sowjetische Kunst.

Und sein Liedanfang weckte Erinnerungen an seinen Gedichtband „Mein Winterpalais", der mir vor vier oder fünf Jahren in die Hände kam. „Mein Winterpalais", darunter versteht Eggers sein Verhältnis zur Revolution.

„. . . Verse seid Waffen, den Tod reißt heraus, stört Gleichmut, brecht Trägheit der Herzen." Er ist mit seinem Winterpalais zu jenem an der Newa angelangt, dessen Erstürmung Majakowski in einem Poem besang. Eggers' Begeisterung für Majakowski, den großen Dichter der Revolution, ist unverkennbar. Und auch die Identität der Vorstellung von der Aufgabe des Dichters im Arbeiterstaat mit der Majakowskis. „Ich



Fotografik: Sepp Zeisz



will meine Feder ins Waffenverzeichnis", das war Majakowskis Maxime. Auch Gerd Eggers will mit seinen Gedichten und Liedern politische Wirkungen erzielen, ja, er schreibt Liedtexte, weil die ihm dafür besonders geeignet erscheinen. Wie käme Lyrik zu einer größeren Verbreitung, als durch Lieder? Ob Gerd Eggers das während seiner Soldatenzeit begriffen hat? Ich weiß es nicht. Fest steht, daß er während und nach dem Wehrdienst mehrere Liedtexte schrieb, die seine Gedanken und Empfindungen aus dieser Zeit reflektieren: „Der Weg zum Übungsplatz", „Lied vom Postenturm", „Wintermanöver" oder „Am Kontrollpunkt". Die Aufzählung ist nicht vollständig. Die Lieder gehören zu den besten Soldatenliedern der NVA. Meist erzählen sie kleine Geschichten und enthalten einprägsame Bilder. Das gilt auch für „Kommunisten voran!" Über jenen, der den Ruf ausstieß, heißt es:

„War nicht zu erkennen am Jackenkragen, auch nicht an dem Roten Stern. –
Mal ist ein Abzeichen schwer zu tragen, mal ist es einfach modern."

Der polemische Unterton in diesen Zeilen ist nicht zu überhören. Ich halte ihn für einen Vorzug dieses Liedes, wie ich überhaupt eine wache Streitbarkeit im Schaffen von Gerd Eggers für einen Vorzug halte.

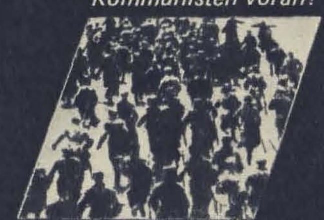
Doch zurück zum Schaffensprozeß. „Dichten ist dasselbe wie Radium gewinnen. Arbeit: ein Jahr. Ausbeute: ein Gramm. Man braucht, um ein einziges Wort zu ersinnen, Tausende Tonnen Schutt oder Schlamm." Das teilte Majakowski dem Genossen Steuerinspektor über Poesie mit, der offenbar diese Lektion in Versen nötig hatte – und nicht nur er. Solche Arbeit, die wie Radium zu gewinnen ist, hat auch Gerd Eggers leisten müssen und geleistet. Ob er dann schließlich die gewonnenen Wörter und Zeilen mit der Schreibmaschine oder dem Kugelschreiber notiert hat, ist unerheblich. An irgendeinem Tage, zu Ende des vergangenen Jahres, brachte er den fertigen Text zum Erich-Weinert-Ensemble. Dort kam er in eine Mappe zu anderen Texten.

Komponisten blätterten die Texte durch, denn sie suchten etwas Geeignetes für neue Lieder. Die 16. Arbeiterfestspiele standen bevor und damit auch die 12. Parade des Soldatenliedes, bei der wieder neue Soldatenlieder vorgestellt werden sollten. „Kommunisten voran!" fand vorerst keine Interessenten. Da kam ein alter Freund des Ensembles, sah den Eggersschen Text und entschied sich sofort dafür: Guido Masanetz. Er hatte bereits einen anderen Text von Gerd Eggers für die 10. Parade des Soldatenliedes (1973) vertont und damit einen Preis in diesem Liedwettbewerb der NVA erringen können, den Titel „Auch die Mörder haben Lieder".

„Mich reizt etwas, was schwierig zu machen ist!", sagte der Komponist. Ich habe das Klavier gesehen, auf dem dieses Lied entstand. Es wäre müßig, von einem Klavier zu berichten. Auf den verschiedensten Klavieren sind schon die großartigsten, aber auch schlimme Dinge komponiert worden. Es lag nie am Klavier, stets am Komponisten. Kurz, ich will auf Guido Masanetz zu sprechen kommen, den ich seit vielen Jahren kenne: seit einer Werkstattwoche der bewaffneten Kräfte in Boitzenburg, wo er sich ans Klavier setzte und ein von ihm komponiertes politisches Chanson vorspielte und vorsang. Das war in den fünfziger Jahren, aber ich habe den Tonfall noch recht gut im Ohr. Es ist also keine Übertreibung, wenn man Guido Masanetz zu den alten und treuen Freunden des Erich-Weinert-Ensembles und der NVA zählt, einen, auf den stets zu zählen ist.

Als Komponisten kennzeichnen ihn besonders zwei Dinge: Das ist seine der Folklore verbundene

Kommunisten voran!



In Petrograd vor dem Winterpalais,
als der Angriff begann,
stand einer als erster auf und rief:
Kommunisten voran!
War nicht zu erkennen am Jackenkragen,
auch nicht an dem roten Stern –
mal ist ein Abzeichen schwer zu tragen,
manchmal ist es einfach modern.
Sie sind im Volk wie die Hefe im Teig,
beide braucht es zum Brot,
beide zur Arbeit, beide zum Streik,
beide gegen die Not.
Denn keiner ist für sich allein Kommunist,
auch wenn er der Klügste sei,
weil einmal das Land nur zu ändern ist
mit dem Volk und mit der Partei.
Wo es um die Sache des Volkes geht,
immer und überall dann,
wird wieder einer sein, der ruft:
Kommunisten voran!

Kompositionsweise, die seinen Werken eine beträchtliche Massenwirksamkeit verschafft, und das ist seine erklärte Absicht, durch seine Kunst politische Wirkungen zu erzielen. „Wenn man überzeugt ist von der Richtigkeit des Marxismus-Leninismus, setzt man auch in seiner künstlerischen Arbeit alle Kräfte ein, um andere von der guten und richtigen Sache zu überzeugen."
Als wir uns über das Lied „Kommunisten voran!" unterhielten, erzählte er mir von Erlebnissen mit Kommunisten. Einer von ihnen war der Genosse Paul Reime, ehemaliger kommunistischer Redakteur im Rheinland und nach 1945 Direktor der Volkshochschule in Zittau. Er erschloß dem unpolitischen Konzertpianisten und Kapellmeister die Welt des Marxismus-Leninismus. „Wenn man Kommunisten wie ihn zum Freund hat, dann ist das etwas Wunderbares."
Aus der Bekanntschaft mit dem Marxismus wurde eine Weltanschauung. Der gewonnene politische Standpunkt bildete von nun an auch das künstlerische Kredo. Wie könnte es auch anders sein. Guido Masanetz bekennt: „Ich mag keine indifferenten Inhalte. Ich plädiere für eine progressive Aussage, egal ob im Lied oder in der großen musikalischen Form."
Soviel über die geistige Mitgift, die „Kommunisten voran!" von Guido Masanetz erhielt.
Wie aber ist es mit dem Handwerklichen, mit dem Komponieren? Bedarf es dazu vielleicht besonderer Stimuli? Masanetz verneint. „Es ist eine derartige Verantwortung um jeden Ton, um jeden Akkord, daß man einen ganz klaren Kopf und Verstand braucht."
Damit wäre die Frage beantwortet, wie ein Lied entsteht, ein ganz bestimmtes, in das zwei schöpferische Individualitäten ihre Lebenssicht und Begabung eingebracht haben, das unverwechselbar ihr Lied ist.
Aber ihr Werk war vorläufig noch ein Stück Papier. Hinzu kam ein dritter, der das Lied erst zum Klingen bringt, und Guido Masanetz legt Wert darauf, ihn nicht zu vergessen, den Interpreten. Für „Kommunisten voran!" ist es der Solist des Erich-Weinert-Ensembles, Stabsfeldwebel Alfons Stritz. Masanetz charakterisiert ihn so: „Man glaubt ihm den progressiven Inhalt dessen, was er singt. Allein diese Tatsache ist etwas ungeheuer Wertvolles. Hinzu kommt seine warme, menschliche Stimme, seine Haltung. Ich muß einfach diese Lobeshymne über Alfons Stritz loswerden, weil man sich als Komponist freut und überaus dankbar ist, wenn die eigenen Lieder mit innerer Anteilnahme interpretiert werden. Die Komposition allein macht den Erfolg nicht aus."
Mit Alfons Stritz und dem Chor des Erich-Weinert-Ensembles wurde eine vorzügliche Rundfunkaufnahme von „Kommunisten voran!" hergestellt. Ja, das Lied hat bereits vor der Parade des Soldatenliedes im Liederwettbewerb zu Ehren des IX. Parteitages der SED „Unser Lied, unser Leben" einen Preis errungen. Bei der Verleihung des Preises war nur einer der beiden Väter des Liedes anwesend – Guido Masanetz. Der andere, Gerd Eggers, blieb fern, weil er sich ziemlich fern von Berlin aufhielt: an der Trasse der Freundschaft, wo – wie überall im Kampf um eine glückliche Zukunft – die Losung gilt: Kommunisten voran!

Christian Klötzer



„Immer wenn ich meinen Klaus beim Schießen beobachte, bekomme ich solches Herzklopfen"

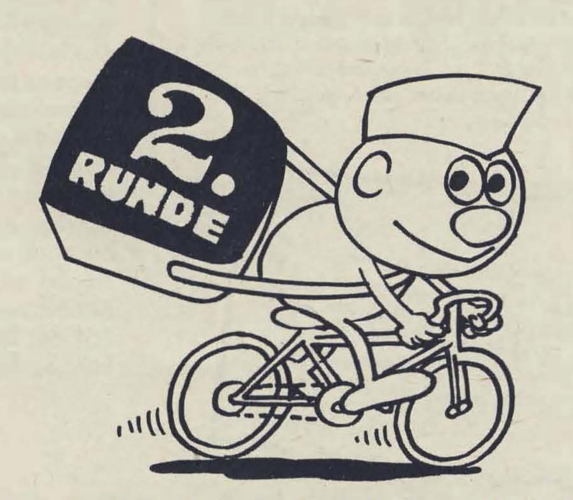


10000-Mark-Preisausschreiben

Ja, Freunde, Ihr wißt nun aus dem letzten Heft bereits in etwa, worum es hier geht. Heini sitzt in der Klemme. Dank Eurer Hilfe konnte ich zwar Willy Moeses Rätsel lösen, aber mein geistiger Vater läßt nicht locker. Schon gibt er mir neue Nüsse zu knacken. Also, wer mir irgendwie aus der Patsche helfen kann, greife bis zum 5. August (Datum des Poststempels) zu Kuli und Postkarte, schreibe mir seine Tips drauf und werfe sie in einen der dafür vorgesehenen gelben Kästen. Damit ihr auch diesmal nicht ohne Belohnung ausgeht, wird Fortuna unter den Autoren der richtigen Einsendungen folgende Preise verteilen:

1 × 1000 Mark
2 × 250 Mark
4 × 50 Mark
8 × 20 Mark
10 × 10 Mark
10 × 1 Buch

Außerdem wird sie jedes 25. Kärtchen mit einer AR-Plakette honorieren.
Nun sollt ihr auch gleich erfahren, an welcher Stelle mich heute der Schuh drückt.



* *

Meine liebe Biggi!
Ich bin nun schon sechs Wochen hier, und alles ist geheim, aber genau so wie in der Fernsehserie, die wir uns immers onntag-nachmittags bei Dir angesehen haben, nur daß wir leider keinen Hund haben. Das bedaure ich ganz besonders, weil ich Tiere sehr liebe, liebe Roswitha! (Dich natürlich viel, viel mehr!) Und unsere Gegner bestehen nur aus Pappe und fallen ganz leicht um, wenn man sie trifft. Aber sonst ist alles genau wie...

Liebste Lilomaus!
Also gut, Du willst, daß ich Dir die Sterne vom Himmel hole. Laß Dir von einem Fachmann sagen, daß das nichts weiter als eine alberne Redensart ist. Vom Himmel holt man ganz andere Sachen, wenn man es gelernt hat, und wenn es sein muß, natürlich. Aber keine Sterne. Niemals! Über solche Schlagersprüche könnte ich einfach in die Luft gehen, wenn das nicht genau so eine alberne Redensart wäre. Ich bin schließlich kein Münchhausen.

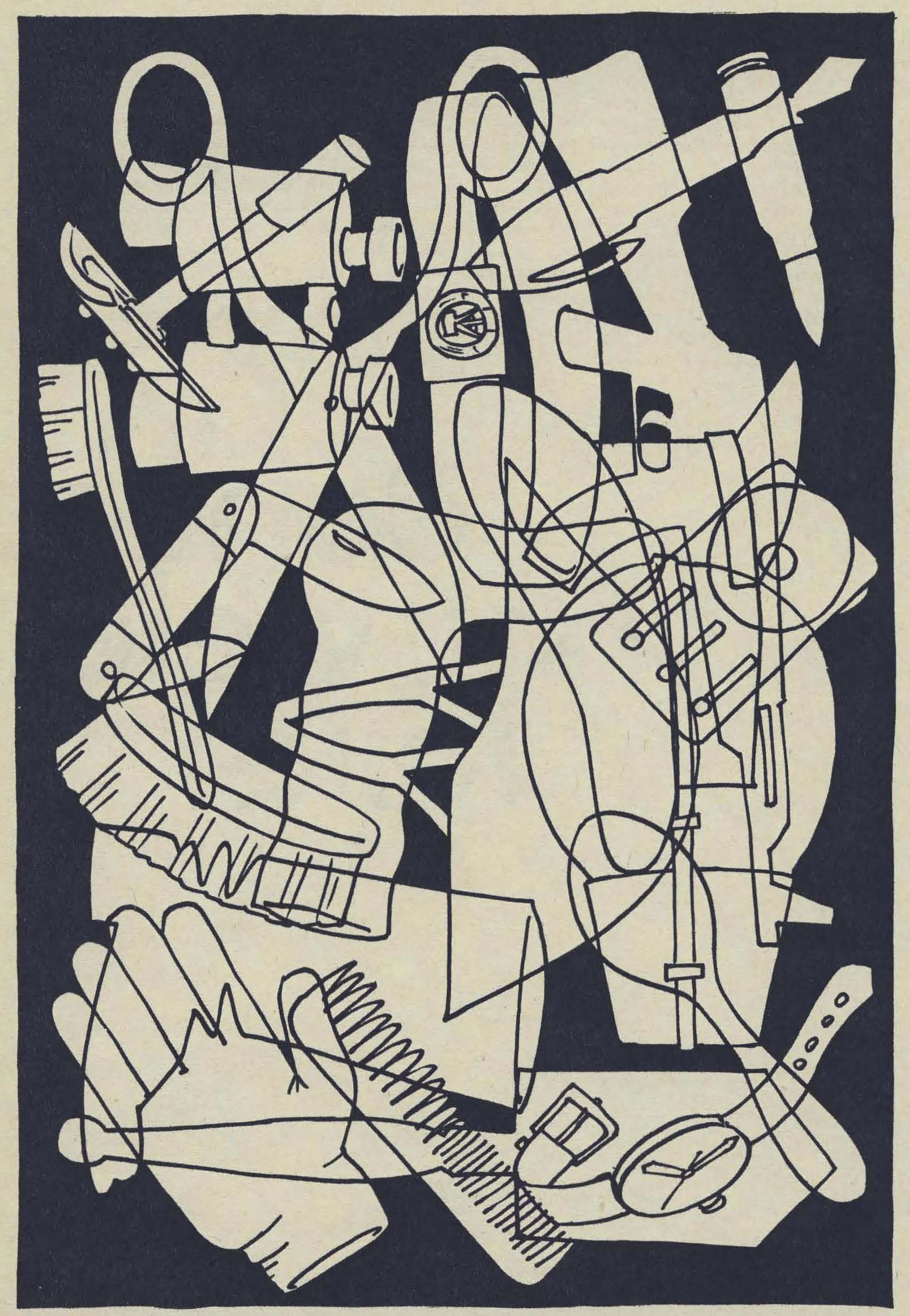
Herzallerliebste Babsi!
Weißt Du, was ein Eisenschwein ist? Leider darf ich Dir das nicht verraten, aber soviel doch: Das ist ein Fahrzeug, bei dem Auf- und Abspringen während der Fahrt nicht nur erlaubt, sondern sogar erwünscht ist. Und ich versichere Dir – es ist nicht die Eggesiner Straßenbahn. Weil es in Eggesin gar keine Straßenbahn gibt. Auch sehr wenig Mädchen, die meist schon in festen Händen sind, weshalb Du also ganz beruhigt sein kannst...

Liebe Trixi!
Kommst Du nun, oder kommst Du nicht? Ich hänge ziemlich in der Luft, denn so ein Besuch will doch vorbereitet sein, und auch in dieser Beziehung ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Du schreibst, daß Partnerlook die große Mode wäre? Das finde ich ganz prima. Häkle Dir doch eine orangefarbene Baskenmütze. Aber richtig schön poppig. Dann wissen alle Leute gleich, daß wir zusammengehören. Auf ewig...

Allerliebste Susanne!
Wofür doch manches im Leben doch gut ist. Alle aus meiner Stube finden es hier zu laut. Nicht wegen der Vorgesetzten, sondern der... (Warum darf ich Dir nicht schreiben). Es knallt ja auch ganz schön! Aber mir, als ehemaligem Schlagzeuger der Rolling-Stars, macht das gar nichts aus. Ich finde es nahezu leise. Eine Erholung für die Ohren. Wenn nur die schweren... nicht wären.

Mit der Deutschen Post hatte ich bisher nur als Normalverbraucher zu tun. Doch nun wird es kniffliger. Denn bei unseren Soldatenbriefen sind aus unerklärlichen Gründen die Absender verlorengegangen. Mir wäre schon geholfen, wüßte ich, **welcher Waffengattung der Landstreitkräfte** (als da wären: mot. Schützen, Panzer, Raketen/Artillerie, Truppenluftabwehr, Luftlandetruppen) die einzelnen Soldaten angehören, die hier so lieb an ihre Mädels geschrieben haben. Zwar seid Ihr sicher auch nicht alle als Christel von der Post geboren oder zum Postillon d'amour ausgebildet worden, aber wenn wir unsere kriminalistischen Potenzen vereinen, werden wir es schon herausbekommen. Schließlich sollen die fünf Mädchen nicht länger ohne ein Lebenszeichen ihrer Verehrer schmachten müssen. An die Arbeit, Leute!
Ich danke Euch! Doch damit nicht genug. Es rollt nämlich kurz vor Dienstschluß noch ein Problem auf mich zu: Ich wurde beauftragt, in dieses Tohuwabohu (Zeichnung) wieder Ordnung zu bringen. Hier kullert aber auch alles durcheinander. Wenn Ihr mir wenigstens **die Anzahl der Gegenstände** aus dem Soldatenalltag nennen könntet, die in diesen chaotischen Zustand gerieten, dann wäre mir schon viel geholfen. Schreibt also bitte besagte Zahl noch mit auf die Postkarte und schickt sie an die „Armee-Rundschau", 1055 Berlin, PSF 46130!
Euer Soldat Heini Schlauberger

* *



Die mot. Schützen passieren die Linie des Sturmangriffs. Die Gefechtsordnung ist eingenommen, Zielzuweisungen an die IMG- und Panzerbüchsenschützen sind gegeben. Die Genossen beschleunigen ihre Schritte. Schon sehen sie die sich kantig gegen den Hintergrund abhebenden Stahlhöcker der Sperren. Verhalten folgen den Schützen die Schützenpanzer, die Lücken zwischen den Schützenketten der Gruppen deckend. Die Kompanie ist voll entfaltet. Kaum kann sie Oberleutnant Oldenburg noch mit einem Blick erfassen, doch er spürt ihre Kraft. Hier auf dem großen Kahlschlag, den die mot. Schützen nicht gerade liebevoll Acker nennen, folgt die Kompanie seinen Befehlen. Der Oberleutnant weiß schon jetzt, das Lehrziel werden sie erreichen: „Das geschlossene Handeln einer mot. Schützenkompanie im Zusammenwirken mit den Verstärkungsmitteln im Angriffsgefecht. . ."
Ist er deshalb so sicher, weil ihm dafür ein ganzer Tag und mehr als die halbe Nacht zur Verfügung stehen? Genügend Zeit, um, wenn nötig, drei- oder viermal. . .
Wer um die Profilierung einer modernen mot. Schützenkompanie weiß und eben ihre enorme Feuerkraft kennt, die sich in der Bewaffnung ihrer Schützenpanzer (Kanone, Lenkrakete, Turm-MG) darstellt, spielt mit diesem Gedanken nicht weiter. Auch bei einer doppelten Anzahl Stunden würde es dem Oberleutnant nicht gelingen, nur ein annä-

Oberstleutnant Ernst Gebauer

Ein Ganzes hat viele Teile

hernd abgestimmtes Handeln seiner Soldaten zu erreichen. Wieviel Tage oder gar Wochen würde er brauchen?
Nach all dem, was ich in der Kompanie Oldenburg dazu erfahren habe, glaube ich nicht, daß dies nur eine Zeitfrage ist.
Nicht schwer herauszubekommen war: Die Kompanie Oldenburg hat im „Hans-Kahle-Regiment" einen guten Namen. Auf die Frage, welche Gründe es dafür gebe, antworteten die Soldaten: „Das liegt am Kompaniechef. Der ist hart, aber gerecht!" Ihr Chef dagegen war in seiner Antwort nicht so eindeutig personenbezogen. Er sagte immer: „Wir haben . . .!"
Selbsteinschätzung ist schon eine schwierige Sache, Bescheidenheit dabei nicht der schlechteste Zug. Halten wir uns deshalb an die Tatsachen.
Also: Hart und gerecht. Der das so deutlich sagte, war Soldat Kestner, ein temperamentvoller Junge aus dem Kalischacht in Merkers. Bergbaumaschinist dort, IMG-Schütze hier. Auf das „gerecht" kam er zuerst zu sprechen.
„Unsere Maschine verließ die Ausgangslinie. Wir beobachteten das Zielgelände. Da erkannte ich die Ziele, sechs Achterscheiben. Ich meldete es. Ganz ruhig richtete ich mein IMG darauf, nahm Vorhaltemaß. Visier hatte ich schon eingestellt. Ich blieb ruhig. Das Fahrzeug schwankte. Immer wieder tanzten die Ziele aus der Visierlinie. Wir waren fast 200 m an die Scheiben heran, da befahl der Kommandant: ‚Ziele bekämpfen!' Ganz von selbst glich ich nun schon die Bewegungen der Maschine aus. Da bekam ich sie in die Visierlinie. Zwei, drei Feuerstöße – alle sechs Scheiben klappten ab. Dann erkannte ich die Zehnerscheibe. Meldete es. Unser Schützenpanzer hielt kurz an, ich schoß – auch diese Scheibe legte sich um. Nach dem Absitzen wurde ich sofort zum Kompaniechef gerufen. Er schaute mich an. Fragte, ob ich der Schütze sei, der eben so ausgezeichnet getroffen hat. Kaum hatte ich ja gesagt, schon gab er mir einen Tag Sonderurlaub!"
Hart sei der Chef, so meinte Genosse Kestner, weil er ihm für eine Disziplinlosigkeit genauso prompt die Strafe verpaßte. „Aber, gerade das ist doch gerecht!"
Vor jeder neuen Ausbildungsaufgabe, so sagte es Gefreiter Preßler, stellt sich Oberleutnant Oldenburg auf einer Kompanieversammlung den Fragen seiner Soldaten. Geduldig erläutert er die Besonderheiten der Schießen und taktischen Übungen und geizt vor allem nicht mit seinen Erfahrungen. Wie man eben das richtige Vorhaltemaß ermittelt, wie man seiner Erregung Herr wird oder sich den technischen Eigenarten des Schützenpanzers anpaßt. Sagen wir es ruhig: Wenn der Chef mit hohem persönlichem Einsatz aber auch alles so gut vorbereitet und dann trotzdem ehrlich die Leistung seiner Soldaten würdigt, ist er da nicht wieder gerecht?
Doch wechseln wir vorerst das Thema. Es sprach der Kompaniechef vom Wir. Sicher meinte er damit auch den Sekretär der FDJ-Gruppe des 3. Zuges, Gefreiten Dr. Heim. Ja, das ist richtig: Dr. Heim, 26 Jahre alt. Wissenschaftliche Spezialität: Wirtschaftsgeografie. Er ist IMG-Schütze und Schreiber. Ein Glück für die Kompanie, wird manch einer sagen, und er hat damit keinesfalls unrecht. Aber



das Schießen und vieles andere hat der Doktor genauso lernen müssen wie die anderen Soldaten. Und so einfach fix-zwei-drei ist die Wissenschaft auch kein Hexenmeister in punkto gesellschaftlicher Aktivität. Dies schafft selten ein einzelner.
„Es hat uns ganz schön den Rücken gestärkt", so Genosse Dr. Heim, „daß der Kompaniechef an der Wahlversammlung unserer FDJ-Gruppe teilgenommen hat. Denn nicht alle im Zug sind Mitglieder unseres Jugendverbandes. Wir hatten sie aber als Gäste eingeladen. Besonders imponierte ihnen, wie sich der Oberleutnant dann für unsere Angelegenheiten interessierte. Eines der Probleme waren die persönlichen Verpflichtungen. Der Chef mahnte uns, alle Möglichkeiten und Voraussetzungen für ihre Erfüllung zu sichern. Er verlangte aber auch von jedem Genossen viel persönlichen Einsatz, ohne den einfach keine Verpflichtung zu erfüllen ist!"
Welche Möglichkeiten kann denn aber nun eine FDJ-Gruppe, eine Handvoll Soldaten, sichern?
„Jeder Genosse muß sich bewußt werden können, warum er Soldat ist!" So Gefreiter Hut, der Stellvertreter des Gruppensekretärs: „Dabei hilft ihm in unserem Zug der Zirkel ‚Junger Sozialisten'. Daran nehmen alle teil. Auch die, die nicht in der FDJ sind. Den Zirkel leitet Genosse Heim. Der macht es nicht nach dem Lehrbuch. Uns imponiert sein Wahlspruch: ‚Es gibt keine dummen Fragen!' Ehrlich, er provoziert geradezu unsere Fragen. Bei der Behandlung des Kommunistischen Manifestes kamen wir hin bis zur jetzigen Krise des Kapitalismus und zu Problemen unserer entwickelten sozialistischen Gesellschaft in der DDR. So heftig diskutierten wir. Jeder sagte was. Da ist schon was los!"
Daß Stimmung ist, bezog Gefreiter Hut nicht nur auf den Zirkel. Er nannte dabei auch die gelungene Weihnachtsfeier und eine Exkursion nach Wismar. Doch immer wieder nannte er Namen. Unter anderem die Genossen Rinow, Kudlik und Pretz, die gesellschaftlich aktiver geworden sind, die bewußter zu denken verstehen und somit ihre persönlichen militärischen Normen immer besser erfüllen. Manchmal wohl erst nach nächtelang geflüsterter Diskussion von Bett zu Bett. Hier im konkreten Fall vom Gefreiten Hut zum Gefreiten Wegner.
Wie erfrischend kann doch ein rechtes Wort von Mann zu Mann wirken.
Sie froren wie die Schneider. Nichts wollte ihnen gelingen. Sie hatten sich vorgenommen, die Schießübung mit gut zu erfüllen, aber es sah nicht danach aus. Irgendwie schien es ihnen, als ob das Scheibenfeld noch nicht vorbereitet war. Es ging hin und her, ein richtiger Männerulk. Das nervte sie. Dazu blies ihnen über die freie Fläche des Schießplatzes ein feuchtkalter Wind ins Gesicht. Da wurden die Agitatoren zum Politstellvertreter des Bataillons befohlen, auch Soldat Kunath. Einige riefen ihm nach: „Das auf den Pudding hauen kannst du dir nachher aber sparen!" Die Stimmung war miserabel. Doch lassen wir Genossen Kunath selbst erzählen: „Oberleutnant Baumgärtel sprach mit uns offen über die organisatorischen Mängel und daß der Leiter des Schießens um ihre Beseitigung bemüht sei. Die prozentuale Erfüllung der Schießaufgaben wäre aber im Bataillon noch ungenügend. Als besonders positiv müsse man jedoch die Ergebnisse der Richtschützen und Kommandanten bewerten, die alle mit der Note 1 erfüllt hätten. Dann gab uns der Oberleutnant



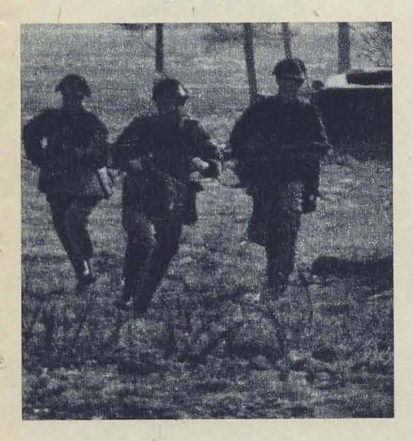
neue Informationen über den Verlauf des XXV. Parteitages der KPdSU, der zu dieser Zeit stattfand. Ganz toll fand ich die Mitteilung, daß die MPLA in Angola die letzte Stadt des Landes den imperialistischen Söldnern entreißen konnte. (Und da sollten wir schlecht schießen?) Der Oberleutnant teilte uns noch die Viertelfinalergebnisse des europäischen Fußballcups mit. Ich notierte sie mir vorsichtshalber, denn unsere Fans von Sachsenring Zwickau und Dynamo Dresden sollten es ganz genau wissen. Dann ging ich zurück zu meinen Genossen!"

Soweit Soldat Kunath, IMG-Schütze, Sekretär der FDJ-Grundorganisation in der Kompanie. Einer ihrer Agitatoren und einer von denen, auf die sich des Kompaniechefs: „Wir haben...", bezieht. Ich bin mir sicher, daß sie damals wieder auf den sympathischen Jungen gehört haben und gar nicht an den Pudding dachten, als er mit den Neuigkeiten kam. Sicher bin ich mir auch, daß sie Kunath gut „verkauft" hat. Der Fakt, daß die Kompanie Oldenburg kurz danach zum Schießen antrat und gut erfüllte, spricht für sich. Natürlich bringt ein Agitator keinem das Schießen bei. Aber er hat Argumente, die anregen, sich Mühe zu geben. Das hatten wir schon mal: Es gibt einfach keine dummen Fragen. Man muß sie nur zu beantworten wissen.

Ein Ganzes hat viele Teile

Die Kompanie kam wieder einmal von ihrem „liebgewonnenen" Acker rein, verschmutzt, schweißig und zerschlagen. Da wurden solche Fragen laut: Warum müssen wir immer so weit laufen? Warum schon von der Linie des Sturmausgangs aus? Warum bleiben wir nicht auf dem Schützenpanzer bis kurz vor die gegnerische Stellung, wären wir da nicht sicherer? So kann man uns doch immer gut sehen!

Unteroffizier Knopp erklärte es ihnen. Die Linie des Sturmangriffs sei in der Regel hinter der letzten natürlichen Geländedeckung vor der gegnerischen Verteidigungsstellung. Das Absitzen, ein Moment relativer Unsicherheit, ist dort weniger gefährlich, als vor den Sperren, die bereits im Wirkungsfeld der gegnerischen Infanteriewaffen liegen. Das Vorgehen würden die Unterstützungsmittel decken. Nie lasse man mot. Schützen allein. Was Unteroffizier Knopp militärtaktisch und sachlich klären konnte, hatte er getan. Aber hatten die Fragen nicht einen tieferen Hintergrund? Keiner der jungen Männer konnte sich ein reales Gefecht vorstellen. Liegen nicht gerade darin oft die Ursachen oberflächlichen Verhaltens? Gezielt organisierte deshalb Oberleutnant Krauße, der Politstellvertreter, Buchbesprechungen zur Unterstützung der Gefechtsausbildung. Drei der letzten waren noch in Erinnerung: „Die Wolokolamsker Chaussee", „Panzer greifen an" und „Heißer Schnee". Die Meinung des Soldaten Kestner und die des Gefreiten Preßler decken sich mit denen der anderen Genossen: Sie gingen mit einer anderen Einstellung auf ihren „Acker", betrachteten das gegrabene Schützenloch nun kritischer. Vor allem äußerten sie ihre Achtung vor der Moral der sowjetischen Genossen in den





Zielzuweisung für den Panzerbüchsenschützen (links) – Unteroffizier Brück organisiert die Feuerführung der Gruppe in der eben bezogenen Verteidigungsstellung. Rechts ist Soldat Kunath, der Agitator der Kompanie, im Gespräch mit Genossen seiner Gruppe.



Der „Chef" (links) erläutert am Sandkasten die taktische Idee, nach der er die Kompanie auf dem Gefechtsfeld führen wird. Rechts erhält Gefreiter Preßler (im Hintergrund) von seinem Kommandanten die Richtungen, in denen er während des Sturmangriffs das Feuer zu führen hat.



Schlachten gegen die faschistischen Aggressoren.
Über die Helden des Romans „Heißer Schnee" sagte mir Richtschütze Gefreiter Preßler: „Bis zum letzten Schuß hat eine Handvoll Genossen ausgehalten und eine ganze Panzerdivision zum Stehen gebracht. Wäre ihnen das auch gelungen, wenn sie nicht so perfekt ihre Geschütze beherrscht hätten?"
Nein, es mangelte nicht an Belegen zum Wir des Kompaniechefs – es mangelt mir am Platz dafür. So erlaube ich mir, da für meinen Report das Stichwort „militärische Meisterschaft" nicht günstiger kommen konnte, zum Genossen Kestner zurückzukehren. Hier glaube ich, Genosse Soldat, ist Ihr Kompaniechef hart – hart in seinen Forderungen, aber auch gerecht, wie Sie es selbst schon erfahren konnten.
Die Richtschützen betrachtet der Chef ohne Zweifel als die wichtigsten Männer in den Gruppen. Sie führen drei der wirkungsvollsten Waffen: die Kanone, die Rakete und das Turm-MG. Er kümmert sich selbst um sie, schießt eigenhändig ihre Waffen an und verlangt dann Leistung. Wie gut ihnen die Betreuung des Chefs bekommt, beweist ihre fast ausnahmslos vorzeitige Beförderung zum Gefreiten, wie beim Genossen Semrau. Und auch darin, daß sich Gefreiter Preßler dreimal Sonderurlaub erschoß. Wohlgemerkt, dahinter stehen nur Einsen!
„Kein Stück läßt der Chef von seinen Forderungen ab", so interpretiert Unteroffizier Brück, Gruppenführer und Kommandant im 2. Zug, die vom Soldaten Kestner aufgestellte Formel. Der Unteroffizier hatte auch gleich ein Dutzend Beispiele zur Hand, wie konsequent der Oberleutnant sei und wie gut das eigentlich ist. „Wenn ich", so Genosse Brück, „bei meinen Soldaten nicht die kleinste Abweichung von den militärischen Forderungen dulde, dann kostet das eine ganz gehörige Portion Arbeit, Überzeugung. Ja, ich möchte sagen, eigentlich die Motivierung jedes Handgriffes. Schlimm wäre es, würde ich dort allein stehen. Nein, der Kompaniechef läßt nichts durchgehen, auch bei seinen Offizieren nicht. Als er die Geschlossenheit unseres Zuges überprüfte, gab er uns nur eine Drei. Unser Zugführer gab sich nicht zufrieden damit. Sicher wollte er für uns

Ein Ganzes hat viele Teile

etwas retten. Aber er war im Unrecht. Wohl liefen wir ziemlich einheitlich über den Acker, aber die Tarnung! Dazu keine ordentliche Befehlsgebung. In meiner Gruppe hielt ich streng auf Ordnung. Bei den anderen passierten doch einige Schnitzer, falsche Visiereinstellung, zu große Zwischenräume von Mann zu Mann, oder es wurde die natürliche Deckung nicht wahrgenommen. Der Chef blieb hart. Ich mußte ihm innerlich recht geben. Nur so können doch einheitliche und richtige Auffassungen über Ausbildungsmethoden durchgesetzt und verwirklicht werden. Wenn schon der Zugführer in den Forderungen zurückbleibt, kann ich mich bei den Soldaten auf den Kopf stellen.



Ich glaube, die Bewertung mit der Drei war nicht hart, das war konsequent!"
Belassen wir's bei dem Wort konsequent. Es erscheint sinnvoller.
Unteroffizier Fleischer, Gruppenführer und Kommandant im 1. Zug, belegte die Konsequenz des Kompaniechefs auf andere Weise. „Wir Unteroffiziere sind die Lieblinge des Chefs. Wo er uns nur beschäftigen kann, dort macht er's. Sogar an Parktagen läßt er uns nicht in Ruhe. Läuft der Laden, wie er sagt, sind wir Mode. Taktikdiktat hieß dann das Zauberwort. Da mußten wir Gefechtsbefehle formulieren, mal eine Feuerskizze anfertigen oder taktische Zeichen malen. Nur gut, daß er nicht unsere Gedanken lesen kann. Dann war eines Tages Bataillonsüberprüfung. In der Kontrollgruppe sahen wir auch ‚Taktik-Meier'. Selbstverständlich ließ er wieder die Gruppenführer kompanieweise antreten, abknien und diktierte uns – ein Taktikdiktat. Die beiden anderen Kompanien kamen ganz schön ins Schwitzen. Für uns war's ein innerer Vorbeimarsch – wir hatten alles richtig!"
Ich glaube, es ist jetzt nur gerecht, auch dem Kompaniechef das Wort zu geben.
„Das Gefecht verlangt mit Konsequenz vom Kämpfer, bis aufs I-Tüpfelchen alle taktischen, waffentechnischen und topografischen Möglichkeiten, die er hat, zu nutzen, wenn er es siegreich bestehen will. Da muß der Zugführer Zeitgefühl für den Angriff haben. Nicht zu früh, nicht zu spät seine Soldaten aus der Stellung führen. Über die Gruppenführer muß er auf seine Soldaten einwirken – und eben bis zu den Feinheiten der Tarnung, den Zielzuweisungen oder der notwendigen Tiefe der Stellungen. Allein eine falsche Visiereinstellung – zu weit oder zu kurz geschossen, und der Gegner hat wieder eine Chance. Der 2. Zug konnte nur eine Drei bekommen. Auch wenn es dem Leutnant Dreßler nicht paßte!"
Dieser Konsequenz blieb und bleibt der Kommunist Oldenburg treu. Als Kompaniechef forderte er seinen Leutnant, suchte aber auch die passende Gelegenheit, um mit dem jungen Offizier, der auch Kommunist ist, offen zu reden, ohne sich dem anderen aufzudrängen. Länger als sonst liefen dann eines Tages der Gehilfe des O. v. D. und der Wachhabende des Truppenteils gemeinsam die Posten ab. Die Wacheinteilung hatte es nun mal so gewollt, daß sich gerade diese zwei trafen.
Der Gehilfe erzählte dem Wachhabenden, wie er als Zugführer angefangen habe. Keinesfalls sei es ihm leichter gefallen. Ja, auch Soldat und Gruppenführer war er im „Hans-Kahle-Regiment". In diesen zehn Jahren habe er nur immer wieder eine Erfahrung gemacht: Nicht erst während einer Übung erreicht ein militärisches Kampfkollektiv, gleich welcher Größe, den einheitlichen Willen, den es zum geschlossenen Handeln braucht. Und es ist dies auch keine Zeitfrage...
So baute auch an diesem Vormittag die Gewißheit von Oberleutnant Oldenburg auf die Kontinuität und Konsequenz der vielen Initiativen seiner Soldaten, der gesellschaftlichen Kräfte in seiner Kompanie und nicht zuletzt auf seinen persönlichen Einsatz in der Erziehung und Ausbildung. Nur wenig konnte davon hier belegt werden. Übrigens, auf dem Acker „erkämpfte" sich die Kompanie an diesem Frühlingstag eine fast ausgezeichnete Zensur.



Durch die Fragestellung in der Überschrift kann ich leicht in den Verdacht geraten, „einspännig" fahren zu wollen, denn Kritik muß ja zugleich auch mit der Selbstkritik in einem guten Zusammenhang stehen beziehungsweise ebenfalls als „Zugpferd" laufen. Im Weiteren soll das geschehen.

Und so nimmt auch gleich Soldat Günther Bergemann (22), mot. Schütze, die Zügel in die Hand, um folgendes zum Thema kundzutun:

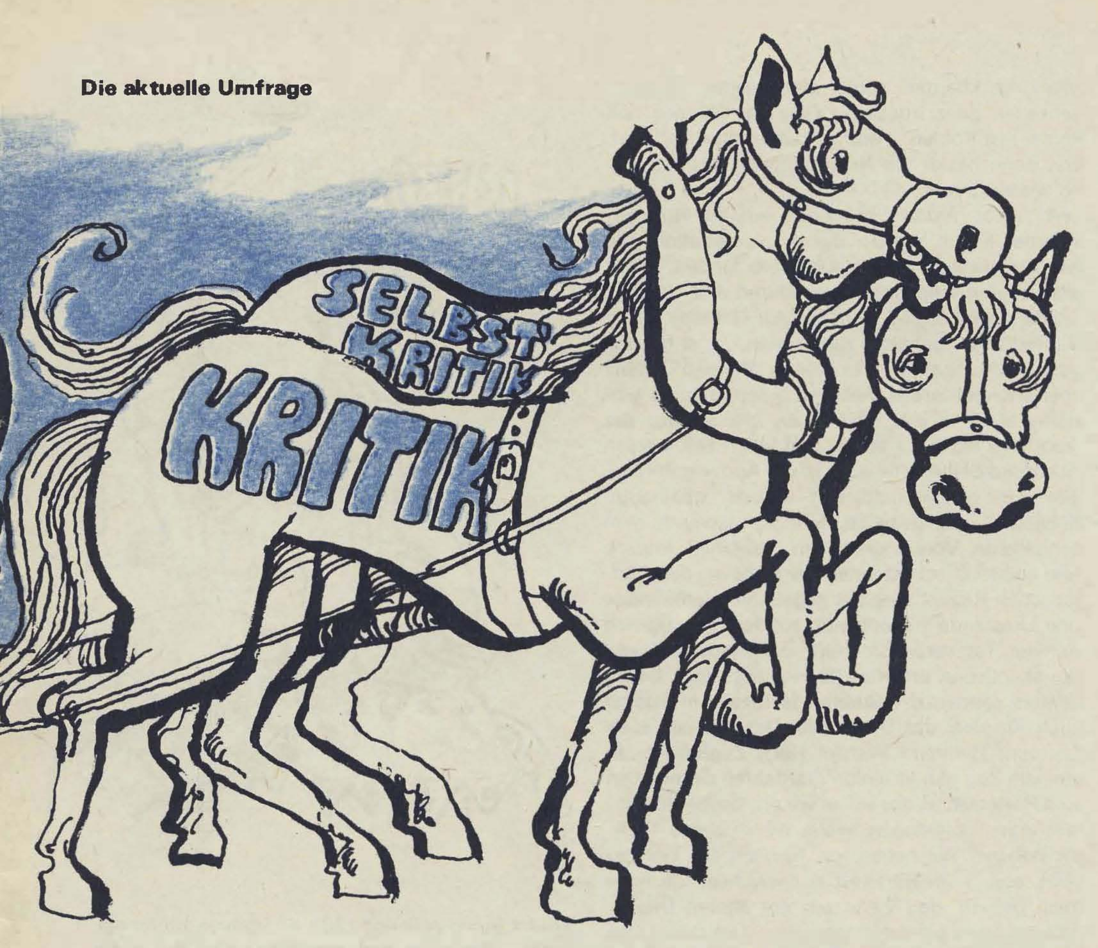
„Durch Kritik und Selbstkritik entsteht Bewegung, die die Müden und Trägen aufscheucht. Sie veranlaßt, erneut in die Hände zu spucken..." Fähnrich Gerald Manig (33), Hauptfeldwebel, glaubt mit folgender Bemerkung das „Rennen" ein wenig verlangsamen zu müssen: „Aber bitte nicht zu heftig mit der Kritik, sonst wirkt sie unter Umständen wie ein Dampfhammer. Damit ist uns nicht geholfen." Diese beiden Meinungen sollen zunächst als „Trainingsrunde" zum Warmmachen der „Pferde" dienen.

Diese Zeit möchte ich nutzen, um einen Moment der Grundausbildung neueingestellter Genossen zu folgen. Es sind selbstbewußte und kluge Soldaten, die auf dem Exerzierplatz in einer Reihe stehen. Ihre Bewegungen sind noch ungelenk, die Gesichter gerötet vor Anstrengung. Sie stehen im Stillgestanden. Gruppenführer Norbert Paulus will gerade den Mund aufmachen, um „Rechts um" zu kommandieren, als Soldat Günter Zühlsdorf seinen Nebenmann, den Soldaten Fred Berner, anfaucht: „Wenn du dich nicht endlich zusammenreißt, üben wir noch bis zum Dunkelwerden die gleiche Lehrfrage." Unteroffizier Paulus darauf: „Soldat Zühlsdorf, was erlauben sie sich...?"

Genosse Zühlsdorf hatte recht mit seiner Kritik, doch er hatte nicht das Recht, sie in diesem Moment anzubringen. Das verbietet die militärische Disziplin. Also wurde er auch zu recht von Unteroffizier Paulus gerügt.

Die Geschichte ging so weiter, daß abends in der Gruppe darüber diskutiert wurde. Unteroffizier Paulus forderte außerdem seine Genossen auf, auch ihm zu sagen, wie er seine Ausbildungsmethoden eventuell verbessern könnte...

Das Beispiel sollte zeigen, daß die beiden „Pferde" in der NVA nicht wild durch die Botanik laufen dürfen. Unteroffizier Volker Grogorick (20), ebenfalls Gruppenführer, handelt auch so wie Unteroffizier Paulus, indem er seine Genossen in einer Gesprächsrunde nach Dienst bittet, Kritisches zu sagen. „Und wenn mich ein Unterstellter kritisiert, sehe ich, daß er mir helfen will, mich zu ändern."



Ein löblicher Standpunkt, der Souveränität zum Dienst und zum Leben ausdrückt. Diesen teilt auch Kompaniechef Hauptmann Hans Wohlgemuth (40): „Mich kritisieren z. B. in der Parteiversammlung solche Genossen, die eine positive Veränderung wollen. Das ist nicht immer angenehm, aber dabei springt ein hoher Nutzeffekt heraus."

Der Volksmund sagt: „Die Zung ist das best und böst Glied zugleich." Solche Weisheiten bergen ja immer ein Körnchen Wahrheit in sich. Deshalb meinen Soldat Dietmar Reinecke (19), mot. Schütze, Gefreiter Peter Karo (22), Postenführer, und Unterleutnant Karsten Niedziella (25), Zugführer: „Kritik muß sachlich und vor allem parteilich sein. Das gleiche gilt für die Selbstkritik. Beides ist notwendig. Meckerei hilft uns nicht weiter." Damit ist eigentlich gesagt, daß unsere beiden „Zugpferde" mit „gesunden" Beinen über einen oft holprigen Weg gehen müssen. Es ist nicht immer leicht, Kritik und Selbstkritik anzubringen und erstere zu verdauen. Es gehört zum Beispiel Mut dazu, in der Partei- oder FDJ-Versammlung ohne Ansehen der Person Mängel anzusprechen und unnachgiebig um Veränderungen zu kämpfen. Und ich bin der Meinung, jeder Genosse, der in solchen Situationen ehrlichen Herzens Kritik und Selbstkritik zu üben vermag, verdient Achtung und Vertrauen. Das ist eine Grundposition, die auf dem IX. Parteitag der SED und der X. Delegiertenkonferenz der Parteiorganisationen der NVA und der Grenztruppen besonders hervorgehoben wurde.

„Man darf die Pferde aber nicht durchgehen lassen, denn Kritik kann auch scharf und verletzend sein. Taktgefühl braucht man dazu auch", meint Maat Werner Kauffeld (21), Funkmechaniker. Und Signalgast Obermatrose Jürgen Kaltofen (23) signalisiert folgendes von seinem Schiff: „Ich finde, es ist besser, man macht sofort den Mund auf und sagt dem Mitkämpfer die Meinung, wenn er nicht ‚rund' laufen will. Das wirkt oftmals mehr, als wenn der Vorgesetzte die ‚Kopfwäsche' übernimmt."

„Ob du bei uns etwas kritisierst oder nicht, ist völlig egal. Es bleibt doch alles beim alten. . ." Über diesen „lahmen Gaul" beklagt sich Gefreiter Thomas Räuschel (20), Kraftfahrer. Und Oberfunker Unteroffizier Thomas Klein (20) hat es schwer mit der Selbstkritik, weil er, wie er sagt, einen Dickkopf habe. „Deshalb dauert es bei mir etwas länger, bis ich was einsehe." (Als er diese

Meinung kundtat, sagte einer seiner Stubengenossen ganz trocken: „Klar, der Thomas holt immer erst Kohlen, wenn es kalt wird und er friert. Erst dann hat er die Notwendigkeit des Kohlenholens eingesehen.")
„Wer nicht mitzieht, muß eins auf die Nuß bekommen – mit Worten meine ich natürlich. Wo würden wir denn im Wettbewerb landen, wenn jeder seinen inneren Schweinehund dick und fett werden läßt?", gibt recht resolut Gefreiter Klaus Gabler (20), Funkorter, zum besten. Jeder hat andere Erfahrungen mit den beiden „Pferden". Mancher erreichte große Ziele mit ihnen, aber es gibt sicher auch diesen oder jenen, der sie vor der Apotheke hat k. . . sehen. Auf jeden Fall werden Kritik und Selbstkritik auch in der Armee gefordert, wie im gesellschaftlichen Leben überhaupt. Schließlich dienen beide, richtig angewandt, dem schnelleren Vorwärtskommen. Wahrhaft kritisch und selbstkritisch ist jener, der nicht bei der theoretischen Betrachtung der gegebenen Verhältnisse und Umstände stehenbleibt, sondern sie zugleich mit der Tat verändern hilft. Wir brauchen nicht die skeptische unbeteiligte Haltung eines Beobachters, sondern den Streiter, der für alle, und damit auch für sich, das Beste will. Das beweist auch Leutnant Reinhard Wenzel (24), Zugführer: „In meinem Zug gab es einige Kraftfahrer, die meinten zum Härtetest: ‚Wozu sollen wir physische Höchstleistungen vollbringen, wenn wir moderne Technik haben?' Wir hatten uns nämlich das Ziel gesetzt, eine 1 im Härtetest zu erreichen. Ich habe mich gefreut, daß Genossen der älteren Diensthalbjahre und Unteroffiziere jenen Kraftfahrern die Meinung sagten. Das Ergebnis war letztlich unsere im Kollektiv errungene 1. In diesem Sinne betrachte ich Kritik und Selbstkritik als recht kräftige ‚Zugpferde'."

Illustrationen: Peter Muzenick





Soldat Bernd Heinrich (20), Kraftfahrer, zäumt die Pferde von einer anderen Seite auf: „Ehe man kritisiert, sollte man bei sich selbst anfangen und vor der eigenen Tür zunächst den Dreck wegkehren." Nun ja, mit 'ner „reinen Weste" kritisiert es sich bestimmt leichter. Doch wer kann von sich schon behaupten, daß er fehlerlos sei? Da es nun einmal solche Menschen nicht gibt, dürfte nach der Regel von Soldat Heinrich keiner kritisieren. Lessing sagte einmal: „Muß ich, um festzustellen, daß eine Suppe versalzen ist, selber kochen können?"
„Wo gearbeitet wird, werden auch Fehler gemacht. Das betrifft mich genauso wie meine Unterstellten. Aber wir haben alle eine gemeinsame Aufgabe, die uns vereint. Um daraus das Beste zu machen, geht es nicht ohne Kritik und Selbstkritik. Wie sollte ich sonst ein Bataillon führen können?", wertet Hauptmann Gerhard Kalsow (28), Bataillonskommandeur. Und dabei steht ihm besonders die Parteiorganisation zur Seite. Gerade hier, in den Parteikollektiven, ist Kritik und Selbstkritik eine Methode der Auseinandersetzung, die auch das Statut von jedem Mitglied und Kandidaten fordert. Das gilt für die großen und auch die kleinen Probleme. Offiziersschüler Gernot Strube (22), 2. Lehrjahr, berichtet, wie sich sein Kollektiv in der

Parteigruppe mit jenen Genossen auseinandersetzte, deren Umgangston sich vorwiegend von Brehms Tierleben nährte. „Heute hat sich schon einiges geändert. Zufrieden sind wir aber noch nicht..."

Wird es jemals ein allgemeines Zufrieden geben? Wohl kaum, denn die Anforderungen wachsen, besonders wenn es um das Denken und Handeln von Kommunisten geht.

„Mir hilft Kritik. Ich halte mich nicht für unfehlbar. Das Parteikollektiv hat viele Augen, die auch für mich mitsehen. Deshalb ist es so wichtig, daß Kritik parteilich ist, während ich genauso parteilich darauf reagieren muß", sagt Major Dieter Ebert (35), Stabschef.

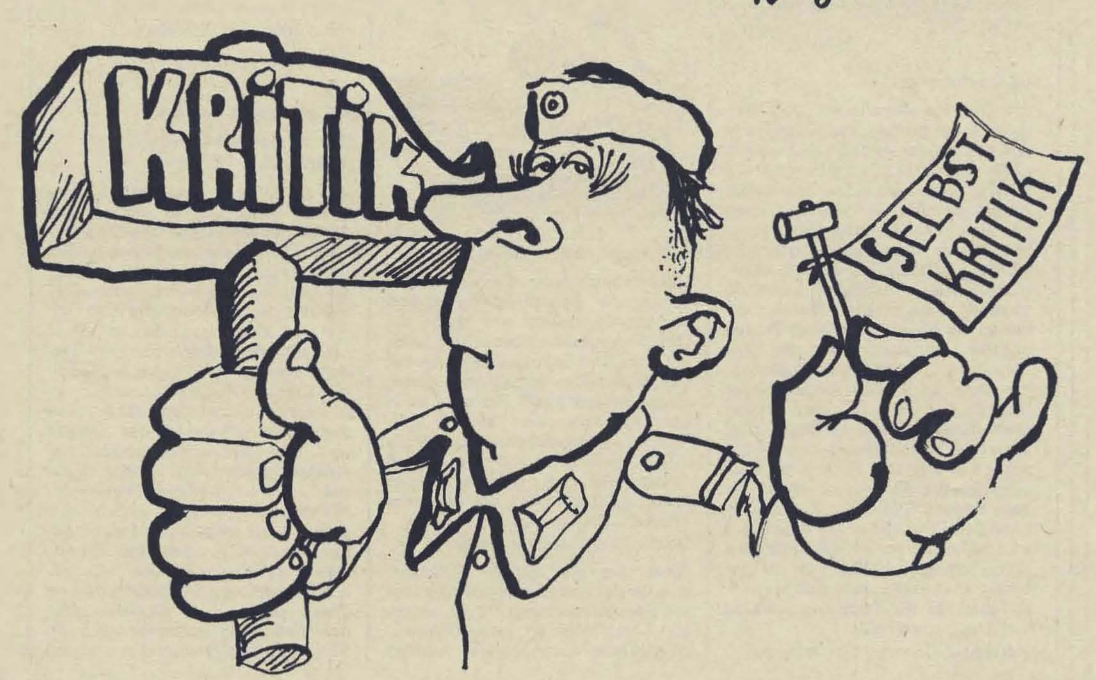
Ich glaube, die bisher geäußerten Meinungen bestätigen, daß die beiden „Zugpferde" einen gewichtigen Wagen zu ziehen haben. Und wie dieser beladen ist, erläuterte Genosse Breshnew im Bericht an den XXV. Parteitag der KPdSU: Er sagte, das Wesen der Kritik und Selbstkritik besteht darin, „...daß alle Aspekte der Tätigkeit einer Organisation oder eines Funktionärs objektiv beurteilt werden. Darin, daß die Mängel einer allseitigen Analyse unterzogen werden, um sie zu beseitigen. Darin, daß kein liberales Verhalten zu Mängeln und zu den dafür Schuldigen geduldet werden darf. Vertrauen und Achtung gegenüber den Menschen müssen mit hohen Anforderungen an die Erfüllung der ihnen übertragenen Aufgaben einhergehen. Das ist ein Gesetz der Parteiarbeit, ja mehr noch, ein Gesetz unserer gesamten Arbeit."

Von diesen Gedanken ließ sich auch Generalmajor Rolf Dietzsch, Stellvertreter des Leiters einer Politischen Verwaltung, leiten: „Für uns ist Kritik bedeutsam, ja unentbehrlich, wenn sie die Kraft der Partei- und FDJ-Organisation stärkt, die Gefechtsbereitschaft der Einheit erhöht, das militärische Kampfkollektiv festigt, die sozialistische Soldatenpersönlichkeit formt. Es entspricht der Überzeugung eines Kommunisten, sich niemals mit dem Erreichten zufrieden zu geben. Kritik soll auch rechtzeitig vermeiden, was dem Kollektiv und dem Einzelnen schadet. Je früher sie einsetzt, desto leichter läßt sich Fehlverhalten korrigieren. Die Kritik ist im Grunde Ausdruck der Sorge für einen Genossen, dem damit geholfen wird, besser Schritt zu fassen. Es gehört aber auch zu den Eigenschaften eines Kommunisten und FDJ-Mitglieds, daß er nicht nur kritisch, sondern auch selbstkritisch ist. Letzteres ist die beste Selbstkontrolle, die ein Genosse seiner Pflicht gegenüber der Partei und der Gesellschaft schuldig ist."

Wie man sieht, geht es hier um „Zugpferde", die niemals müde werden dürfen. Für diese Umfrage werden sie jedoch nur noch eine Runde laufen. Dazu übergebe ich die Zügel an Henryk Keisch für ein treffendes Epigramm:

„Ein einhelliger Meinungsstreit, farbloses Blut,
Satire, die niemandem wehe tut,
ferner auch Kritik, die den Kritisierenden entzückt –
leider sind diese Erfindungen noch keinem geglückt."

Ihr Major Wolfgang Matthées





Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

Pioniere danken „Coppi"-Soldaten

Unsere Klasse führte eine Exkursion zum „Hans-Coppi"-Truppenteil durch. Dort sahen wir, wie die Grenzsoldaten und -matrosen leben, ihren Dienst versehen und die Freizeit verbringen. Im Traditionszimmer machte uns Kapitänleutnant Wilmerstädt mit der Persönlichkeit Hans Coppis vertraut und mit den Traditionen des Truppenteils. Dabei gewannen wir viele neue Erkenntnisse über den bewaffneten Schutz unserer Republik. Es war ein lehrreicher Pioniernachmittag, für den wir den „Coppi"-Soldaten herzlich danken.

Klasse 3a, Comenius-Oberschule Oranienburg

Übertrieben?

Ich finde es übertrieben, daß man solch einen großen Raum der Frage widmet, ob der Armeedienst für die Liebe gut wäre. Bewährungsprobe für die Liebe wird diese Zeit immer wieder genannt. Mir kommt das so vor, als ob hier der junge Mann zum Mond oder woanders hin gebracht würde. Ich finde das deshalb übertrieben, weil ja tagtäglich Liebende getrennt leben müssen. Denken wir nur an die Männer und auch Frauen unserer Handelsflotte, an die Studenten im Ausland, an die Auslandsmonteure u. a. Der junge Bürger unserer Republik, der den aktiven Wehrdienst leistet, lebt doch unter normalen Verhältnissen und trägt dazu bei, daß der Frieden sicherer wird. Er tut also selbst etwas für sein eigenes Glück. Er lebt im gleichen Land wie seine Frau oder Braut und ist nicht anderthalb oder drei Jahre ununterbrochen von ihr getrennt. Man sollte um die sogenannte harte Zeit der Trennung nicht zu viel Staub aufwirbeln.

Harald Habermann, Schlema

Etwa gleichartig

Wenn ich nach dem Wehrdienst zur Feuerwehr möchte, mit welchem Dienstgrad würden ich bzw. ein Unteroffizier da eingestellt?

Stabsgefreiter Rainer Langklotz

Als Feuerwehrmann bzw. Oberfeuerwehrmann.

Richtige Kragenweite

Ihre AR ist einfach Klasse, sehr lehrreich und vielseitig. Besonders gefallen mir die Beiträge über unsere Soldaten, weil man als Mädchen einen besseren Einblick in ihren Dienst bekommt. Und auch die Kurzgeschichten, Satiren und Kreuzworträtsel sind meine Kragenweite.

Barbara Kirchner, Görlitz

Seefahrersymbol

Warum tragen Marineangehörige der seemännischen Laufbahn als Abzeichen einen Stern am Uniformärmel?

Griseldis Schuster, Suhl

Er drückt die Verbundenheit der Seeleute mit den Sternen als Hilfsmittel bei der Navigation, bei der richtigen Orientierung auf See aus. Die fünf Zacken sollen nach einer Überlieferung die fünf Weltmeere symbolisieren.



Gilt nicht rückwirkend

Offiziersbewerbern, die eine abgeschlossene Berufsausbildung und das Abitur haben und dann die Offiziershochschule besuchen, „wird ein Jahr der Berufsausbildung auf das Dienstalter im aktiven Wehrdienst angerechnet". So steht es in den „125 Antworten", die der Militärverlag herausbrachte. Ich wurde 1972 Offizier und habe auch meinen Facharbeiter als Betonbauer und das Abitur gemacht. Gilt die genannte Klausel auch für mich?

Oberleutnant Herbert Martin

Nein. Sie gilt nur für Offiziersschüler des Entwicklungsweges über die Berufsausbildung mit Abitur, die ab 1. 9. 1975 an einer Offiziershochschule herangebildet werden.

Dunkle „Angströhren"?

Ist vorgeschrieben, daß Soldaten nur weiße Unterwäsche tragen dürfen? Ist auch dunkle erlaubt?

H. Köster, Braunsbedra

Sie tragen die ihnen kostenlos übergebene Körperwäsche, die in der Regel weiß ist. Ob weiß oder dunkel – sauber soll sie sein.



Von 18 bis 26

Bis zu welchem Alter kann ich zum aktiven Wehrdienst einberufen werden?

Horst Ahlers, Rostock

Bis zum 31. Dezember des Jahres, in dem Sie das 26. Lebensjahr vollenden.

Künstler in Uniform

Dem Chor des „Erich-Weinert-Ensembles" gehören überwiegend Berufsunteroffiziere an. Aber sie treten meistens mit Soldatendienstgrad auf.

Hans Liebscher, Brandenburg

Das ist ihre Auftrittsuniform.

Antwort von Frunse

Was ist eine Militärdoktrin?

Alfred Krause, Jüterbog

Der sowjetische Heerführer Frunse schrieb dazu: Sie ist die „in der Armee des jeweiligen Staates anerkannte Lehre, die den Charakter des Aufbaus der Streitkräfte des Landes, die Methoden der militärischen Ausbildung der Truppen, ihre Führung auf der Grundlage der im Staat herrschenden Anschauungen über den Charakter der vor ihm liegenden militärischen Aufgaben und Formen zu ihrer Lösung festlegt, die sich aus dem Klassencharakter des Staates und dem Entwicklungsstand der Produktivkräfte des Landes ergeben". Die Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages haben eine gemeinsame einheitliche Militärdoktrin, die ihren gemeinsamen Grundlagen (Weltanschauung, Gesellschaftsordnung, Staatsaufbau) und Zielen (Aufbau der sozialistischen bzw. kommunistischen Gesellschaft, Sicherung des Friedens) entspricht.

ar

Zum Endspurt

. . . des großen Sommer-Preisausschreibens, bei dessen letzter Runde es insgesamt 6000 Mark zu gewinnen gibt, rufen wir im Augustheft auf. Ein militärtechnischer Bildbericht befaßt sich mit der Rolle von Panzerzügen in der Gegenwart und in einem weiteren Bildbeitrag verfolgen wir den Weg eines Torpedos vom Arsenal bis auf das TS-Boot. In Farbe veröffentlichen wir das Foto eines sowjetischen Atom-U-Bootes. Die AR-Waffensammlung stellt Geländewagen vor. Die Reporter des Soldatenmagazins besuchten die rumänischen Luftstreitkräfte, den Singeklug „13. August", Offiziersschüler in der Hochschulreifeausbildung, mongolische Flaksoldaten und die Rif-Kabylen. In der aktuellen Umfrage geht es um „Unteroffizier auf Zeit – zu zweit?" Auf dem Rücktitelbild: Irina Ponarowskaja.

8

Auf Dekret Lenins

Unsere Volksmarine wirkt in der Ostsee mit der Baltischen Rotbannerflotte und der Polnischen Seekriegsflotte eng zusammen. Seit wann gibt es die sowjetische Baltische Rotbannerflotte?

Unteroffizier Knut Hebermann

Sie wurde durch das von Lenin unterschriebene Dekret „Über den Aufbau der Roten Arbeiter-und-Bauern-Flotte" vom 29. 1. 1918 gegründet. Für ihre hervorragenden Verdienste wurde sie zweimal mit dem Rotbannerorden ausgezeichnet, am 20. Februar 1928 und am 7. Mai 1965.

Laufen, werfen, klettern

Unsere GST-Gruppe möchte am ASV-Fernwettkampf Militärsportlicher Mehrkampf im August teilnehmen. Welche Disziplinen sind da gefragt?

Ulrich Mehnert, Halle (Saale)

In den Altersklassen I und II (bis 30. bzw. 40. Lebensjahr): Tauklettern, Handgranatenzielweitwurf und 3000-m-Geländelauf. Altersklasse III (ab 41. Lebensjahr): Liegestütze (2 min), Handgranatenzielweitwurf und 1000-m-Geländelauf.



Seit Beginn meiner Armeezeit

. . . lese ich Ihre Zeitschrift. Ich finde sie sehr lehrreich, besonders für die jungen Menschen, die den Ehrendienst noch vor sich haben.

Soldat Horst Schreiber

Wirksames Hilfsmittel

Mit der Veröffentlichung der Berufsbilder von Berufsunteroffizieren habt Ihr uns und sicher auch vielen anderen Schülern einen guten Dienst erwiesen. Dazu kam auch noch der Bericht über die TUS „Erich Habersaath" (AR 3/76). Also wirklich, das ist uns bei der Werbung von militärischem Berufsnachwuchs eine wertvolle Unterstützung.

Oberleutnant d. R. Peter Freising, Rostock

Seefest

Welche gesundheitlichen Anforderungen werden an Bewerber für die Seeoffizierslaufbahn gestellt?

F. Jacobs, Berlin



Hohe physische und psychische Leistungsfähigkeit, vor allem müssen sie borddiensttauglich sein. Dazu gehören gutes Sehvermögen (kein Brillenträger), Farbtüchtigkeit, gutes Gehör und allgemein gute körperliche Verfassung. Die Bewerber sollten am Seesport der GST teilgenommen und einen Lehrgang an der Marineschule der GST absolviert haben.

Krankengeld statt Wehrsold?

Wenn ein Soldat krank wird und sich beispielsweise einer längeren stationären Behandlung unterziehen muß, kriegt er dann Krankengeld oder weiter seinen Wehrsold?

Ute Sawatzki, Nauen

Bei Krankheit wird ihm der volle Wehrsold weitergezahlt. Ebenso erhalten die anspruchsberechtigten Familienangehörigen die gleichen Unterhaltsbeträge wie sonst.

Schülerwünsche

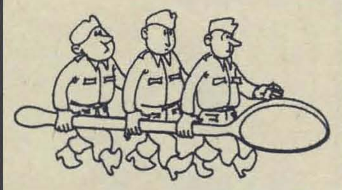
Briefwechsel mit Offizieren wünschen die beiden Offiziersbewerber Ralf Hentschel, 77 Hoyerswerda, Tereschkowa-Str. 15, und Bernd Brodowski, 77 Hoyerswerda, Bachstr. 3. – Post erwarten von einem Kradfahrer bei den Grenztruppen: Ralf Nitzsche, 77 Hoyerswerda, Erich-Weinert-Str. 1 und von einem Offizier der Volksmarine: Uwe Hoffmann (16), 46 Wittenberg, Schäferstr. 1, Fach 12/454.

Vignetten: Klaus Arndt

Einzeln oder gemeinsam?

Geht bei der Armee jeder Soldat einzeln essen, oder wie ist das?
Holger Weiß, Bad Berka

Im Interesse der militärischen Disziplin und Ordnung werden die Einheiten geschlossen zum Essen geführt. Das verlangt die Vorschrift.



Miete wird gezahlt

Ich bin ledig und habe eine eigene Wohnung, für die ich 15 Mark Miete bezahle. Wer zahlt sie, wenn ich zum Grundwehrdienst eingezogen werde?
Klaus Friesel, Meißen

Unter Vorlage des Einberufungsbefehls können Sie bei der Abteilung Gesundheits- und Sozialwesen beim Rat der Stadt bzw. Gemeinde eine Mietbeihilfe beantragen.

USA-„Wunderwaffe" gegen Entspannung

In der Presse las ich von der Erprobung einer USA-Flügelrakete „Cruise Missile". Können Sie dazu nähere Angaben machen?
Stabsfeldwebel H. Peters

„Cruise Missile" ist ein nichtballistisches Raketensystem, dessen Flugweite etwa 2400 km beträgt. Die Rakete kann auch einen Kernsprengkopf tragen. Sie besitzt einen neuen kleinen Düsenantrieb und ein Präzisionslenksystem, das eine außerordentlich hohe Treffsicherheit gewährleisten soll. Westlichen Angaben zufolge kann sie von jedem Schiff, größeren Transportflugzeug, Frachtkahn, Eisenbahnwaggon oder Lastwagen aus gestartet werden. Massenmedien der NATO-Staaten preisen „Cruise Missile" als „Wunderwaffe" der USA. Sie ist ein neues Droh- und Erpressungsmittel entspannungsfeindlicher imperialistischer Kreise, mit dem das Wettrüsten forciert werden soll.

Dreifaches „Hurra!"

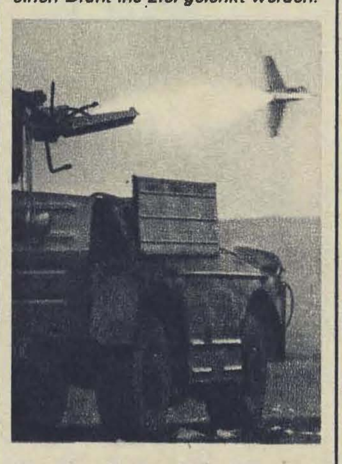
Bei Paraden und anderen militärischen Zeremoniellen werden hohe Gäste mit einem dreifachen „Hurra!" empfangen. Woher stammt diese Tradition?
Oberleutnant Klaus Hübschmann

Aus der Zeit der russisch-deutschen Waffenbrüderschaft im Befreiungskrieg 1813 gegen die napoleonischen Eroberer. Der russische Generalfeldmarschall Suworow (1729 bis 1800) hatte bereits 1773 in seinen Ausbildungsgrundsätzen reglementarisch gefordert, jeden Angriff mit „ura" einzuleiten, um den Feind zu verwirren und die eigene Kampfmoral zu stärken. So begrüßten russische Truppen 1807 in Tilsit Alexander I. mit diesem Schlachtruf und drangen im Februar 1813 damit auch in Berlin ein. Russische und preußische Truppen stürmten gemeinsam am 2. Mai 1813 mit „hurra" die Linien der französischen Okkupanten bei Großgörschen. Im deutschen Sprachgebiet ist das niederdeutsche Wort „horsa" (für hurra) als Schlachtruf schon im 15. Jahrhundert nachweisbar. Im 19. Jahrhundert übernehmen auch andere europäische Landarmeen und die englische Marine das „Hurra!" Im zweiten Weltkrieg versetzten sowjetische Soldaten u. a. auch mit ihrem gefürchteten „ura" die deutsch-faschistischen Okkupanten in Schrecken.

Raketen an der Leine

In einer AR las ich, daß der SPW-40P mit PALR bewaffnet ist. Was sind das für Waffen?
Ralf Pautlitz, Wismar

Panzerabwehrlenkraketen, die über einen Draht ins Ziel gelenkt werden.



Unterbrechung zählt nicht

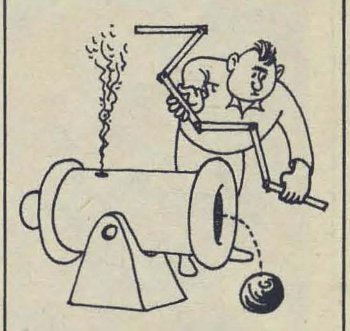
Nach Entlassung aus dem vierjährigen aktiven Wehrdienst nahm ich zehn Monate später ein Studium auf und begann danach als Zivilbeschäftigter bei der NVA zu arbeiten. Wehrdienst und Studium werden auf meine NVA-Zugehörigkeit angerechnet. Wie ist es aber mit den 10 Monaten zwischen Wehrdienst und Studienbeginn?
Rainer Sternberg, Neubrandenburg

Die zehnmonatige Unterbrechung wird nicht angerechnet.

Velocitas

Bei den taktisch-technischen Daten von Waffen wird in der Regel auch die V_0 genannt. Was ist damit gemeint?
Roger Schreiber, Thierbach

Die Geschwindigkeit eines Geschosses beim Verlassen des Laufes bzw. Rohres, also am Nullpunkt der Flugbahn. Man nennt sie auch Anfangs- oder Mündungsgeschwindigkeit. Der Buchstabe V ist die Abkürzung von Velocitas, d. h. Geschwindigkeit. Die Angabe V_{100} nennt also die Geschwindigkeit des Geschosses an dem 100 m von der Laufmündung entfernten Punkt.



Unterschiedliche Aufgaben

Was ist der Unterschied zwischen taktischen und strategischen Bombern?
Ingo Gedwart, Zella-Mehlis

Taktische Bombenflugzeuge werden vorwiegend zur unmittelbaren Unterstützung der eigenen Bodentruppen in Frontnähe eingesetzt. Strategische Bombenflugzeuge dagegen, zu denen auch Kernwaffenträger gehören können, sind für den Einsatz über große Entfernungen gegen wichtige strategische Ziele des Gegners vorgesehen, z. B. zur Zerstörung von Flugplätzen, militärischen und wirtschaftlichen Zentren und Verkehrsknotenpunkten.

AR-Markt

Gesucht werden: AR bis einschließlich Mai 1964, „Militärtechnik" 3 u. 4/61; 1, 3 u. 5/62; 1 bis 3/63, außerdem Typenblätter 1962 bis 10/67; biete dafür 105 AR 1966 bis 1974, 65 „Fliegerrevue" 1969 bis 1975, 85 „Militärtechnik" 1967 bis 1974 (komplette Jahrgänge und Einzelhefte), gesucht wird ferner Literatur über Handfeuerwaffen (außer Lugs), auch fremdsprachig, von Reinhard Jacobey, 13 Eberswalde 1, Wilhelm-Pieck-Str. 88 – AR 1 bis 3, 5, 7, 8 und 11/73, 2, 6, 8 und 11/74 sowie 1 bis 6/75 von Bernd Schüler, 66 Greiz, Dr.-Wichmann-Str. 12 – Typenblätter aus AR (vor 1973) und „Militärtechnik" sowie Sammelblätter aus „Volksarmee" von Frank

Buschek, 117 Berlin, Pablo-Neruda-Str. 26.

Angeboten werden: 44 Typenblätter und AR-Waffensammlung von Klaus Burghagen, 238 Barth, Baustraße 24 – AR 9/64, 1, 5, 8 u. 12/65, 1/66. Jahrgänge 1971 bis 1974 komplett (außer Heft 6/74), 1 bis 7, 9/75 von Ute Schnabel, 7024 Leipzig, Bautzener Straße 46 (Abgabe kostenlos).

Gemeinsame Freuden – doppelte Freuden

Mit großem Interesse las ich Ihren Artikel über Offiziersehefrauen (AR 3/76). Es gibt schon manchmal Probleme, gleich welcher Art, wenn man mit einem Offizier verheiratet ist. Aber mutlos bin ich noch nicht geworden. Ich freue mich vielmehr mit über die Erfolge, die mein Mann in seiner Tätigkeit hat.

Helga Weiland, Neuseddin

Unsere „AR"

...wird auch in der UdSSR gelesen, wo ich z. Z. als Auslandsmonteur arbeite. Aller 12 Wochen bin ich mehrere Wochen in der DDR auf Urlaub. Ich bin 28 Jahre alt und möchte mich mit einer Genossin schreiben, die in der NVA aktiv dient – als Soldat, Unteroffizier oder Offizier.

Jürgen Jung, UdSSR 288600, Bar, Winnizaer Oblast, Schließfach Nr. 1, BMK.

Für schreibfreudige Soldaten

Möglichst mit Soldaten möchten Sabine (20) und Karin (16) Morgenstern, 9335 Seiffen, Am Rathaus 4, in Federwettstreit treten. Brieffreunde suchen ferner: Elke Köppe (18), 7251 Kühren, Platz der DSF 77 – Angelika Berge (17), 7251 Kühren, Hauptstraße 61 – Kerstin Weidenhöft, 1921 Groß-Pankow, Straße des Friedens 4 – Jutta Weber (19), 8291 Oberlichtenau, Keulenbergstr. 15 – Sabine Müller (20), 328 Genthin, Ernst-Thälmann-Str. 77 – Regine Vanheiden (19), 25 Rostock, Karl-Marx-Straße 60 – Jutta Schikketanz (18), 75 Cottbus, Erich-Weinert-Straße 2, WH IV WG 31 – Monika Klingler (21), 90 Karl-Marx-Stadt, Körnerstr. 24 – Marita Eckstein (18), 232 Grimmen, Neuberlin 36 – Petra Lochmann (17), und Heidi Karasch (bald 18), beide 301 Magdeburg, TH 1/528 bzw. TH 1/517 – Karin Einicke (17), 4701 Bennungen, Postfach 276 – Angelika Springborn (18), 1321 Greiffenberg, Burkstraße 11 – Barbara Kaczmarek (19), 29 Wittenberge, Dr.-Salvador-Allende-Str. 5 – Briefwechsel mit einer weiblichen NVA-Angehörigen wünscht Inge Müller, 116 Berlin, Kottmeierstr. 71.

NEUE FILME ZU DEN XV. SOMMERFILMTAGEN



Der Juli bringt einen traditionellen Höhepunkt des Filmjahres 1976: Vom 2.–18. 7. finden die XV. SOMMERFILMTAGE in der DDR statt. Die schönsten Freilichtbühnen sind wieder Schauplatz festlicher Ur- und Erstaufführungen von acht Filmen aus sieben Ländern. Künstlerdelegationen des In- und Auslandes werden zu Gast sein, Begegnungen zwischen den Filmschaffenden und ihrem Publikum stattfinden. Auf dem Eröffnungsprogramm steht der utopische DEFA-Film „Im Staub der Sterne".

Einem Notsignal folgend, sind Raumfahrer nach jahrelangem Flug durch die Galaxis auf TEM 4, einem fernen Planeten mit erdähnlichem Leben, gelandet. Doch die „Temer" zeigen sich wenig gastfreundlich, und die Aussendung eines Hilferufes wird bestritten. Schon planen die Kosmonauten den Rückstart, als sie doch noch eine Einladung in den Palast des „Chefs" erhalten. Unerklärliches geschieht auf dem Fest des unumschränkten Beherrschers von TEM 4: Die Raumschiffkommandantin (Jana Brejchová) und ihre Crew (auf unserem Foto mit Leon Niemczyk, Sylvia Popovici, Regine Heintze und Violeta Andrei) vergessen das Ziel ihrer Reise; sie verlieren das Interesse, den unbekannten Planeten zu erforschen. Nur der Navigator (Alfred Struwe), der aus Sicherheitsgründen an Bord geblieben war, unterliegt nicht dem mysteriösen Einfluß des „Chefs" (Ekkehard Schall). Allein erkundet er eine Spur, die zur Entdeckung des schrecklichen Geheimnisses von TEM 4 führt. Bald geraten die Raumfahrer in Bewährungssituationen, in denen es um Leben oder Tod geht...

Regisseur Gottfried Kolditz drehte diesen Film mit international bekannten Darstellern. Die effektvolle Einbeziehung von Raumfahrttechnik und die phantasiereiche Gestaltung der utopischen Schauplätze garantieren ebenfalls großen Schauwert und spannende Unterhaltung.

Weitere Premieren im Programm der Sommerfilmtage 1976:

„Liebesfallen" (DDR) – Eine Filmkomödie über die Kunst, den richtigen Partner ins Ehebett zu ziehen.

„Kopfgeld für den Aufrührer" – Die tollkühnen Taten eines kaukasischen Volkshelden, ein sowjetischer Abenteuerfilm.

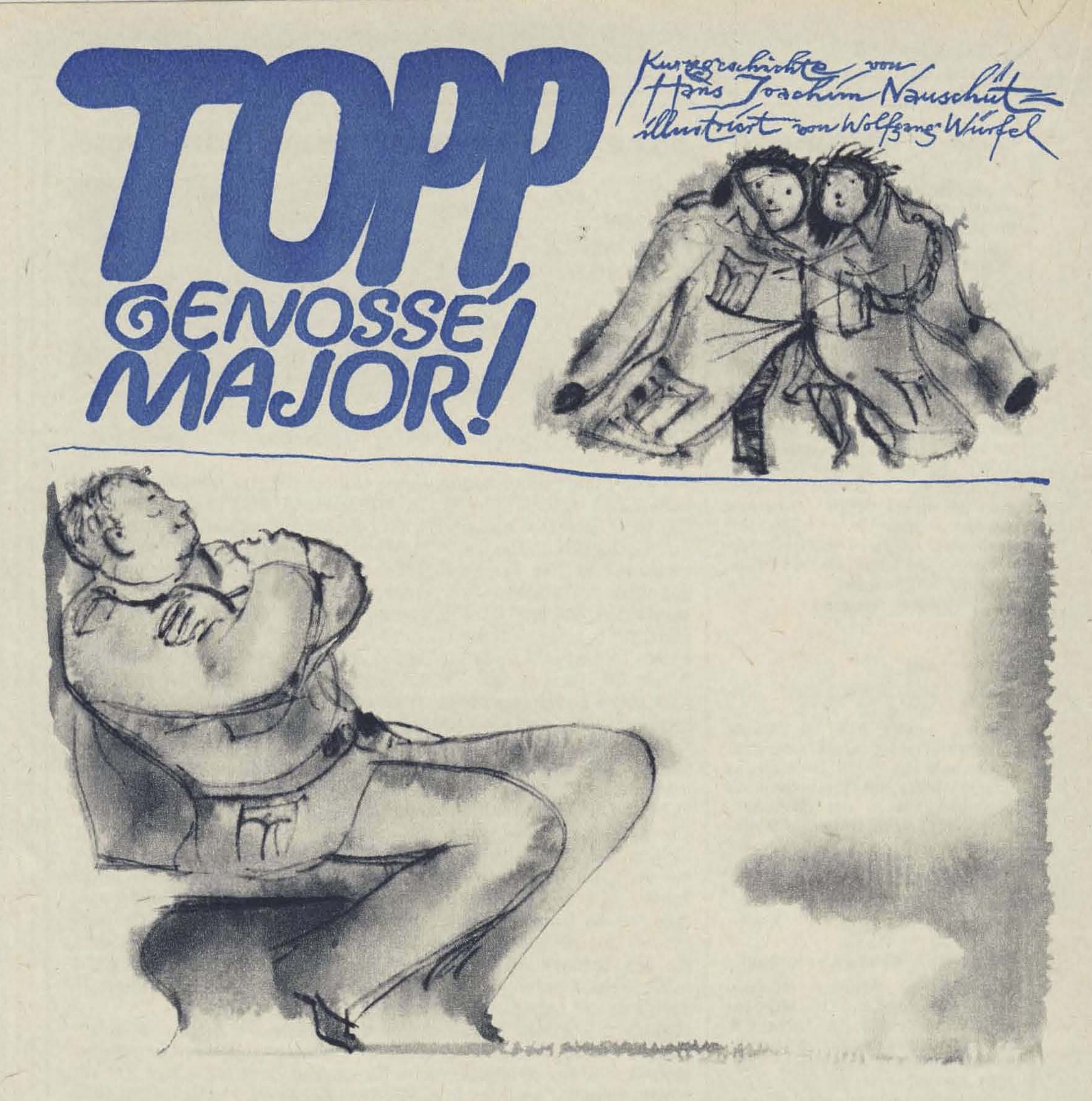
„Ein Stern steigt auf" (ČSSR) – Karel Gott singt, tanzt und spielt in der Rolle eines Musical-Stars.

„Ich habe getötet" (VR Polen) – Ein psychologischer Kriminalfilm: Die Untersuchung des Mordes an einem Mädchen.

„Die Unsterblichen" (SR Rumänien) – Dreizehn Männer widerstehen Verfolgung und Tod, ein historischer Abenteuerfilm.

„Zeuge einer Verschwörung" (USA) – Ein Reporter im Labyrinth von Politik, Verbrechen und Geschäft (Kriminalfilm).

„Hasch mich, ich bin der Mörder" (Frankreich) – Klamauk und schwarzer Humor mit Louis de Funès, eine französische Kriminalkomödie.



Rainer Wendt stemmte seine langen Beine gegen die untere Kante der Sitzbank und legte die Arme über die Brust. Er freute sich, allein im Abteil zu sein. Nach wenigen Minuten war er bereits eingeschlafen.

Er träumte, daß die fünfjährigen Zwillinge Antje und Jörg in seine Uniformjacke gekrochen sind. Sie haben sie sich über die Köpfe gezogen. Jeder hat einen Arm durch einen Ärmel gesteckt. Die Jacke ist zugeknöpft. Sie schlenkern und hüpfen damit durchs Zimmer. Die Schützenschnur hüpft mit. Plötzlich schreien sie: „Wir kommen nicht raus! Wir kommen nicht raus!"

Wendt erwachte. „Verdammte Lauser", murmelte er.

Er begriff schnell, daß er noch nicht zu Hause bei seinen Geschwistern war, denn er wurde auf seinem Platz kräftig durchgeschüttelt. Der Zug fuhr schlingernd über das Schienengewirr eines großen Bahnhofs. Er bremste. Neubrandenburg erst, dachte Wendt, noch vier Stunden. Er lächelte. Heute machte es ihm nichts aus, längere Zeit im Zug sitzen zu müssen. So konnte er seinen Gedanken nachhängen. Er tastete nach der Uniformtasche. In der linken war die Schützenschnur aufbewahrt. Er hatte sie nicht angelegt. Zu Hause, wenn sich der Trubel gelegt hatte, wollte er sie langsam, ganz langsam herausziehen, sich etwas kleiner machen und sie vor den Augen der Zwillinge hin- und herpendeln lassen. Sie würden kugelrunde Augen machen, die Schützenschnur betasten und aufgeregt zu Vater und Mutter laufen und sich verhaspelnd davon erzählen.

Und Brigitte. Sie würde die Schnur sofort zu sehen bekommen.

Erst zu Brigitte.

Rainer Wendt stand auf und öffnete das Fenster. Geruch von Diesel schlug herein. In einer Woche wird der Dunst von Diesel über der Heide liegen. Wendt wird als Gruppenführer das schwere Fahrzeug einweisen. Er wird den Gefechtsposten besetzen lassen und danach dem Batteriechef

Meldung machen. Kein Zweifel, eine Panne wird es nicht geben. Mittags, genau um zwölf Uhr, werden die Geschoßwerfer in Reih und Glied wieder auf dem Gefechtspark stehen. Schlußpunkt, Genossen Unteroffiziersschüler! Die Prüfungen sind abgeschlossen!
Wendt betrachtete seine Uniformjacke. Er hatte ein breites Kreuz, und die Arme und Beine eine beträchtliche Länge. Der ganze Kerl ein Meter und achtundachtzig Zentimeter. „Ein Baum in der Heide", sagte der Batteriechef. In einer reichlichen Woche würde er vielleicht hinzufügen: „Ein Baum mit Lametta".
Wendt sah an sich herunter. So unrecht hatte der Major nicht. Neben dem Bestenabzeichen das Abzeichen „Für gutes Wissen" in Gold, das Sportabzeichen. Nun würden die Unteroffizierslitzen hinzukommen. Ein einziges Blinken und Glitzern, wenn so einer in der Sonne steht.
Eine Woche noch.
Wendt sah aus dem Fenster. Der Zug rollte aus dem Bahnhof. Er war allein geblieben und der Zug nun fast leer. Sonst fuhren in ihm Montagearbeiter nach Boxberg, Studenten nach Berlin und Leipzig und auch Soldaten. Aber heute war Dienstag. Und Wendt war ein Sonderurlauber.
Gestern hatte ihn der Major vor die Front befohlen und gesagt: „Einen Tag Sonderurlaub für die Schützenschnur. Ein Tag hin und einer zurück. Fahren Sie. Ich glaube, es ist gut so."



Spaziergänger konnten den gewandten Kletterer nicht sehen. Er saß so hoch in den Fichten, daß, wenn er sich nicht bewegte, sogar die Vögel irritiert wurden und in das Pelzgezweig der Fichten schlüpften, aber schwirrend auseinanderstoben, wenn er nach den Zapfen angelte und sie in den Beutel gleiten ließ. Schließlich hatte ein Eichelhäher die ganze Umgebung gewarnt. Bis auf das Rascheln und Rauschen der vom Wind leicht bewegten Zweige war es still. Rainer Wendt konnte von seinem Sitz aus das Fließ gut erkennen. Es teilte die Rohrwiese. Die Fichten standen am Südhang. Wie eine Schildwache besetzten sie den Waldrand. Dunkel. In der Spätsommersonne aber mitunter bläulich schimmernd. Gar zu schön wäre es, in solche Gegend zu kommen, dachte er. Aber keiner auf dem Wehrkreiskommando konnte dem Forstfacharbeiter sagen, ob es Wald gäbe am künftigen Dienstort und wie er beschaffen sein würde.
Gegen Mittag, es waren nur noch wenige trächtige Zapfen zur Gewinnung von Forstsaatgut zu pflükken, die Beutelriemen schnitten schmerzhaft in die Haut, bemerkte er die Mädchengruppe. Sie kam von Westen her durch die Wiese, im Gänsemarsch. Zwanzig Meter vor der Gruppe ein Mädchen mit bis zum Knie hochgekrempelten Hosen. Auch die Bluse war hochgeknotet. Sie stocherte mit einem Stecken nach halbwegs trockenen Stellen.
Die Rohrwiese war ein Niedermoor.
Wendt schmunzelte. Er fühlte sich wohl auf seinem Ausguck und schaukelte mit der Fichtenspitze, aber nicht ohne vorher den festen Sitz der Steigeisen geprüft zu haben. Er sah, wie sich die Mädchen am Ufer des Stöbber-Fließes sammelten. Sie prüften die Tiefe. Und dann sprang eines. Jenes mit dem Stecken dirigierte die übrigen und wies auf den günstigsten Absprung. Dann schleuderte sie ihren Wanderstock hinüber und sprang nach kurzem Anlauf selbst.
Wendt hörte einen Schrei. Sofort bildete sich um dic Gestürzte eine Mädchentraube. Wendt konnte nichts erkennen.
Geschickt stieg er abwärts. Er legte die Beutel zu den anderen, verstaute die Steigeisen. Ohne Hast lief er in die Wiese. Schon von weitem bemerkte er die Aufregung in den Stimmen der Mädchen. Auch hatte er sich im Alter verschätzt. Die hier waren erwachsen.
„Guten Tag", sagte er laut und übertönte das Stimmengewirr. Die Traube öffnete sich. Vor Wendt lag ein Mädchen. Blaß, mit Schweißperlen auf der Stirn.
„Sie hat sich wahrscheinlich was gebrochen", sagte jemand. Wortlos kniete er sich hin und begann das rechte Bein des Mädchens abzutasten. Er fand die Stelle. Er strich leicht über die Schwellung am Schienenbein und fühlte selbst durch die dicke Hornhaut seiner Handfläche den gebrochenen Knochen. Wahrscheinlich nicht gesplittert, dachte er.
„Bist der Chef", sagte er zu dem Mädchen, das sie Brigitte nannten, „und läßt deine Truppe im Stich."
Als er sah, daß sie sich auf die Lippen biß und ein paar Tränen aus den Augenwinkeln rannen, räusperte er sich verlegen.
„Na, ist ja gut", sagte er nur.
Er erhob sich, blickte in die Runde und fügte auffordernd hinzu: „Bauen wir eine Trage!" Er hob das Mädchen vorsichtig auf und trug es zum Waldrand in den Schatten.
Sie folgten ihm wie einem Schäfer.
Dann hatten sich die Mädchen gefaßt. Sie halfen beim Tragenbau. „Die Nerven darf man nicht verlieren", sagte er, „habt ihr ja nicht. Wir kriegen das schon hin mit der Brigitte."
Sie wechselten sich ab beim Tragen. Vier Kilometer sind kein Pappenstiel. Und als sie die Försterei erreicht hatten, war Rainer Wendt nicht nach Bäumefällen. Er hatte sich nicht ablösen lassen. Versteht sich. Er war der hintere Träger gewesen. Seine großen Hände hatten sicher die Holme gehalten und Brigitte ihm zugelächelt. Dankbar. Zum ersten Mal sah Rainer solche Augen, große, fast schwarze Augen in einem schmalen Gesicht. Aber das Haar ist blond.
Wieder trug er sie auf dem Arm. Die Mutter stand in der Tür, rechts und links neben ihr staunten die Zwillinge über den Bruder, welche Last er da aus dem Walde mitbrachte. Er telefonierte mit Forstmeister Greiner. Nach zwei Stunden holte ein Barkas die Verletzte und ihre Freundinnen ab.
Vorher hatte die Mutter die sieben Mädchen, alles Abiturientinnen, beköstigt. Weißbrot, Bienenhonig,

kalte Milch. Brigitte einen Kräuterschnaps. Die Mutter fragte ihn, kaum, daß das Auto verschwunden war: „Warum haben die Mädchen denn Sie zu dir gesagt, und du hast wie ein Lehrer gesprochen?“
Er hatte seine zierliche Mutter herumgeschwenkt, daß Antje und Jörg nur vom Zusehen vor Begeisterung kreischten.
„Weil ich so schrecklich erwachsen bin. Aber die eine, die hat Du gesagt. Verstehst du?“
Er hatte sich selbst nicht verstanden. Und später dachte er nicht daran. Auch Greiner hatte bald die Unruhe Rainers gespürt, wenn der Feierabend nahte.
„Magst du den Wald nicht mehr?“ fragte er schmunzelnd. Er hatte auch mitbekommen, daß Rainer jeden Tag in die Stadt fuhr. Und nach vierzehn Tagen: „Bring sie bloß mit, wenn sie wieder gesund ist. Sonst demolierst du uns noch die ganze Baumschule.“
Rainer hatte von manch seltenem Baum einen Zweig abgeschnitten, von dem er wußte, der ist für den Wuchs des Baumes nicht vonnöten.
Es wurde ihr Sommer und ihr Herbst.
Brigitte war guter Dinge. Das Bein war geheilt. Sie hatte das Studium ohne Verzögerung aufnehmen können.
Ihren ersten gemeinsamen Tag verbrachten sie an der Rohrwiese.
„Als ich deine Hände sah, fürchtete ich um mein Bein. Solche Pranken, und schwarz waren sie auch. Von Harz so schwarz. Da kann einem ja Angst werden mitten im Wald.“
„Und jetzt?“ fragte er.
Sie lächelte und wandte den Kopf.
Sie lagen bei den Fichten. Er streichelte sie. Er öffnete ihre Bluse, streifte sie ihr über die Arme.
„Und jetzt?“
„Nie mehr“, antwortete sie und sah ihn an dabei. Da neigte er seinen schwarzen Schopf. Er legte den Kopf zwischen ihre Brüste.
Nachher fragte sie ihn: „Wie weit weg wirst du sein?“
„Dreihundert Kilometer weit. Aber nach den zehn Monaten will ich versuchen, in deine Nähe zu kommen. Die Wiese wird uns nicht fremd werden.“
„Drei Jahre“, sagte Brigitte leise, „dann bin ich fertig mit dem Studium und hin und wieder eine Gastwirtin mit Mann. Aus meiner Klasse hat eine gesagt: Den mustere ab.“
Sie zog ihn zu sich herunter.
„So einen, der Beine schienen kann und ein Mädchen tragen, so einen nicht. Ich komme oft zu deiner Kaserne. Trampen ist eine Leidenschaft von mir. Und dann, als Unteroffizier, bist du ja nicht mehr weit.

*

Brigitte wird nicht am Bahnhof stehen. Sie weiß nicht, daß er kommt. Nichts weiß sie vom gestrigen Gespräch mit dem Batteriechef und dem Politstellvertreter. Sie kennt nur Rainers Briefe. „Bald sind wir zusammen. Wenn ich Ausgang habe, werde ich vor deinem Fenster pfeifen, daß die Scheiben klirren. Mit dem Nachtwächter werde ich einen Klaren trinken, und er wird mich ungefragt einlassen. So zwei bis acht Stunden.“
Und Brigitte hatte geschrieben: „Mit zwanzig möchte ich ein Kind haben von dir. Nicht später. Und heiraten möchte ich auch. Alles in der richtigen Reihenfolge.“
Nun würde er sie wiedersehen. Er wollte sie mit nach Hause nehmen. Mit ihr reden.
Was verlangte er von Brigitte! Sechsundzwanzig Monate Alleinsein, anstatt der ursprünglichen gemeinsamen Pläne und Hoffnungen.
Selten ist er da. Das mit dem Kind werden sie aufschieben müssen. Mit einundzwanzig und Vater...
Rainer dachte an die Fotografie auf dem Schreibtisch des Majors. Drei Mädchenköpfe. Das Bild war der einzige Luxus im Raum. Auf das Bild hatte er schauen müssen während des Gesprächs. Er wußte, wann der Major Feierabend machte und was er sich täglich selbst abverlangte. Rainer hatte die Fotografie auch im Blick, als er zu sich selbst sagte: ‚Topp, Genosse Major.‘ Und dann, mit fester Stimme an den Kommandeur gewandt: „Sie haben mich überzeugt. Ich schlage ein und werde auch bei meinem Mädchen dafür Verständnis finden.“
Eine Wette war nicht abgeschlossen worden. Hinter Wendts zwei Sätzen stand: Ich werde an der Unteroffiziersschule bleiben. Ich werde selbst Unteroffiziere ausbilden. Genauer hieß das: Alle Träume vom baldigen Zusammensein mit Brigitte sind ausgeträumt. Für über zwei Jahre.
Lange hatte er gedacht: Warum sind sie ausgerechnet auf mich gekommen? Ich bin der Längste, bin ein Flügelmann, falle auf. Deshalb doch nicht. In den Schoß gefallen ist mir nichts. Die Sturmbahn, na ja, das geht schon klar. Polit, da sehe ich seit meiner Schulzeit durch. Aber ich habe nicht weniger für die Note 1 in MKE geschuftet als andere. Auch ich hab' meinen Punkt gehabt. Nach tausend Meter Lauf möchte man die Stiefel runterreißen, diese Bleigewichte, nach zweitausend sich in den Rasen des Sportplatzes packen. Und neunzehnmal das Gewicht hoch? Mensch! Aber ich kann es. Doch das kann es nicht sein. Unsere Gruppe ist die beste. Wir haben uns nicht geschont. Müller nicht, Pfeiffer nicht. Und der kleine Witzlak. Jeden Abend bin ich mit ihm auf die Sturmbahn, bis er die Note 2 brachte. Deshalb?
Warum habe ich „ja“ gesagt?
Während des Gesprächs mit dem Major war Brigittes Gesicht aufgetaucht. Wie jetzt. Er sah ihre großen dunklen Augen. Sie fragten: Denkst du dabei auch an mich?
Rainer stand auf und schaltete die Deckenbeleuchtung ein. Er nahm dem Mitropakellner den Kaffee ab. Er wunderte sich, daß der Kaffee dampfte, als er eingegossen wurde. Am Fenster wischte ein Berliner S-Bahn-Zug vorbei. Noch gute zwei Stunden, fiel ihm ein.
Er dachte an Greiner. An den Stolz des Meisters,

als ein Brief vom Kommandeur gekommen war. Dank an den Betrieb. Dank an die Eltern.
Greiner müßte man fragen können. Der verstand ihn. Rainer Wendt konnte es nicht unterdrücken, die von Autos überfahrenen Setzlinge und Sträucher aufzurichten und zu stützen. Auch wenn sie wild gewachsen waren. Er konnte es nicht sehen.
Greiner verglich das Wachsen der Bäume mit dem der Menschen: „Du mußt sie hegen und pflegen wie Kinder. Das Unkraut von ihnen fernhalten. Und später mußt du ihnen helfen, zum Licht zu kommen. Dann geht vieles leichter. Aber nicht alles. Ruhe brauchen sie auch. Mitunter hängt davon der Wuchs ab. Was du mal gesetzt hast, beweist sich mit zunehmendem Alter."
Rainer Wendt würde nicht der einzige Unteroffizier sein, der beim Batteriechef geblieben war. Er wußte es.
Greiner würde sagen: „Es gibt eine Pflicht, die muß einer spüren. Sonst ist da nichts Echtes. Du wirst dich schon richtig entscheiden."
Wieder dachte Wendt an seinen Kommandeur. Der hatte ihm neulich beim Gefechtsexerzieren das Kommando abgenommen. Im Gegensatz zu den Schülern hatte er sehr laut die Befehle gegeben. Hatte die Quittung ebenso laut gefordert.
Rainer bekam jetzt noch einen roten Kopf. „Ihr sagt euch Zärtlichkeiten", hatte der Major gerufen, „man könnte meinen, ihr seid den ersten Tag dabei."
Der Major demonstrierte. Fehlerfrei. Und man wußte ebenfalls von ihm: Der schießt immer die Note 1.
„Ich habe für drei Jahre einen anderen Beruf. So versteh' ich das." Wendt sagte es laut. Er hörte sich selbst. Plötzlich wußte er, Brigitte würde ihn verstehen. Er wußte, sie würden ein Kind haben und sich selbst. Seine Armeezeit gehörte dazu. Er schummelte sich nicht aus der Zeit. Ein bißchen komisch würde ihm sein, wenn er vor fast Gleichaltrigen stand und als Erzieher Erzieher erzog.
Topp, Genosse Major!





Zerstörer

Zerstörer gehören zu den Überwasserkräften. Sie sind in die Unterklassen Zerstörerführer, Raketenzerstörer, Flottenzerstörer, Geleitzerstörer und Funkmeßzerstörer, die mehr oder weniger auch die UAW-Komponente wahrnehmen, einteilbar. Eines der hervorstechenden Merkmale des Zerstörers besteht darin, daß er einen flachen und schlank wirkenden Schiffskörper aufweist. Verbindet man Bug und Heck über den höchsten Punkt der Aufbauten mit einer gedachten Linie, so erscheint er keilförmig. Zerstörer sind in den größeren Flotten die zahlenmäßig stärkste Schiffsklasse. Sie entstand nach dem ersten Weltkrieg aus dem Torpedozerstörer. Diese Schiffsklasse konnte nicht nur Torpedoangriffe sichern oder abwehren, sondern wurde mehr und mehr universell einsetzbar. Heute wird die enorme Schlagkraft der Zerstörer sowie ihre besondere See-Eigenschaft genutzt, um sie zum Bekämpfen von Schiffen und Booten, zur Sicherung von Trägerkampfschiffen, Kreuzern, Geleiten und Landungsverbänden heranzuziehen. Ihr Einsatz erfolgt sowohl als Einzelschiff als auch in Kampfschiffgruppierungen.

Um Angriffe der Unterwasser-, Flieger- und Überwasserkräfte abwehren zu können, sind sie entsprechend ihrer Klassifizierung und der zu lösenden Aufgaben mit Schiff-Schiff-Raketen, Schiff-Luft-Raketen, Universalartillerie mittleren Kalibers, Fla-Geschützen, U-Boot-Abwehrwaffen (Torpedos, reaktive Wasserbomben) und mit umfangreichen funktechnischen Mitteln (Funkmeßtechnik, Hydroakustik, Funknavigation, Infrarot- und Lasertechnik) bewaffnet und ausgerüstet.

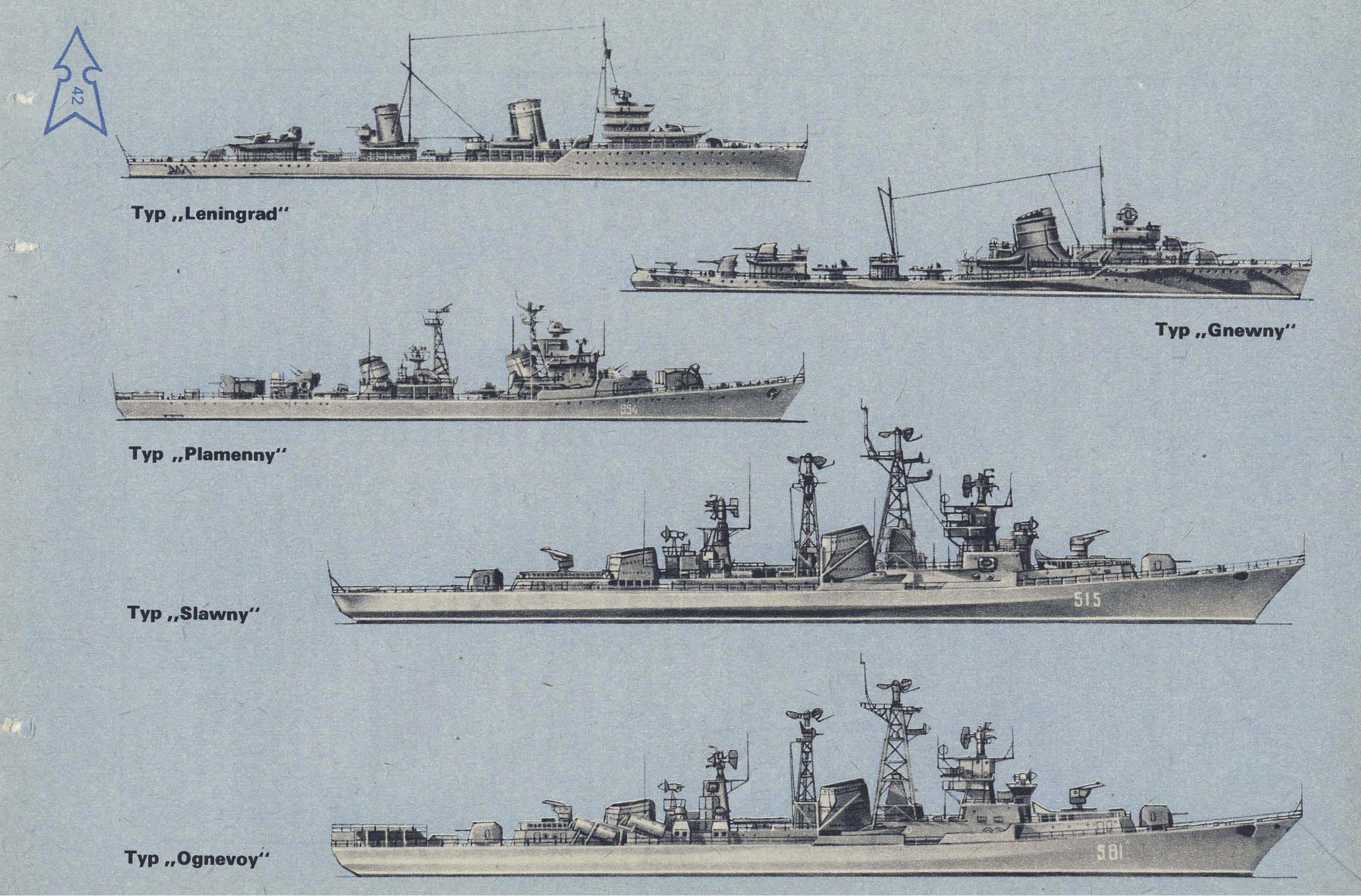
Als Antriebsmittel dienen Dampfturbinen, Dieselmotoren, Gasturbinen – alle modernen Zerstörer der sowjetischen Rotbanner-Flotten sind mit Gasturbinen versehen – und Kernkraftantriebsanlagen, die auch in den unterschiedlichsten Kombinationen gefahren werden. So sind auf Zerstörern z. B. Kombinationen Gasturbine–Heißdampfturbine oder Dieselmotor–Gasturbine vorzufinden. Die Dieselmotore dienen zur Erreichung der Marschfahrt, die Gasturbinen werden bei Gefechtsfahrt zugeschaltet.

Mit welcher Konsequenz die Sowjetunion schon vor vielen Jahren an den Bau von Zerstörern heranging, soll folgendes belegen: Obwohl die junge Sowjetunion entsprechend ihren ökonomischen Möglichkeiten relativ spät eigene Zerstörer schuf, schenkte sie dieser Schiffsklasse doch die gebührende Aufmerksamkeit. In den Gründerjahren der Sowjetflotte zählten die Zerstörer vom Typ „Nowik", ab 1912 auf der Petersburger Putilowwerft gebaut, bis 1936 zum Bestand der Flottenkräfte. Diese mit Dampfturbinen ausgerüsteten Kampfschiffe waren nicht nur schnell, sondern auch hinsichtlich Bewaffnung und See-Eigenschaft für ihre Zeit hervorragend ausgerüstet.

Anfang der dreißiger Jahre konzipierten die sowjetischen Konstrukteure den 2582-ts-Zerstörer vom Typ „Leningrad". Auf sowjetischen Werften erbaut, erfolgt die Indienststellung dieser Zerstörer Ende der dreißiger Jahre. Der Typ „Leningrad" erreichte eine Geschwindigkeit von 42 kn und war mit fünf 130-mm-Geschützen sowie mit mehreren Fla-Geschützen bestückt. Als kleinerer Zerstörer entstand der Typ „Gnewny", der ebenfalls voll den damaligen Auffassungen und Anforderungen entsprach. Während des Großen Vaterländischen Krieges setzte die sowjetische Seekriegsflotte Zerstörer dank ihrer schiffbaulichen und waffentechnischen Voraussetzungen für die Lösung mannigfaltiger Aufgaben ein. So fielen ins Ressort der Zerstörer nicht nur Geleit-, Aufklärungs- und Sicherungsfahrten, sondern auch die Abwehr und Vernichtung von U-Booten und Flugzeugen.

Nach dem zweiten Weltkrieg schuf der sowjetische Schiffbau bis in die fünfziger Jahre zwar noch Zerstörer, zum Beispiel vom Typ „Plamenny", mit herkömmlicher Artillerie-Bewaffnung, doch arbeitete man bereits daran, die sich anbahnende Rolle der Luftstreitkräfte zu berücksichtigen, die ihren Niederschlag in der Bestückung der Kampfschiffe mit effektiveren Fla-Waffen, Fla-Raketen, automatischen Fla-Geschützen und Funkmeßsystemen fand.

Das Charakteristische am sowjetischen Kriegsschiffbau ist, daß ausgewogene Kampfschiffstypen hergestellt werden, bei denen trotz der beachtenswert hohen Kampfkraft die Größenverhältnisse in recht engen Grenzen gehalten werden. Als Beispiel seien hier die als UAW-Kampfschiff ausgelegte und mit Fla-Raketen- und mit rohrartilleristischer Bewaffnung bestückte „Wosbushdenny", die wir als weiterentwickelten „Plamenny"-Typ ansehen können, und der schnittige, schiffsarchi-



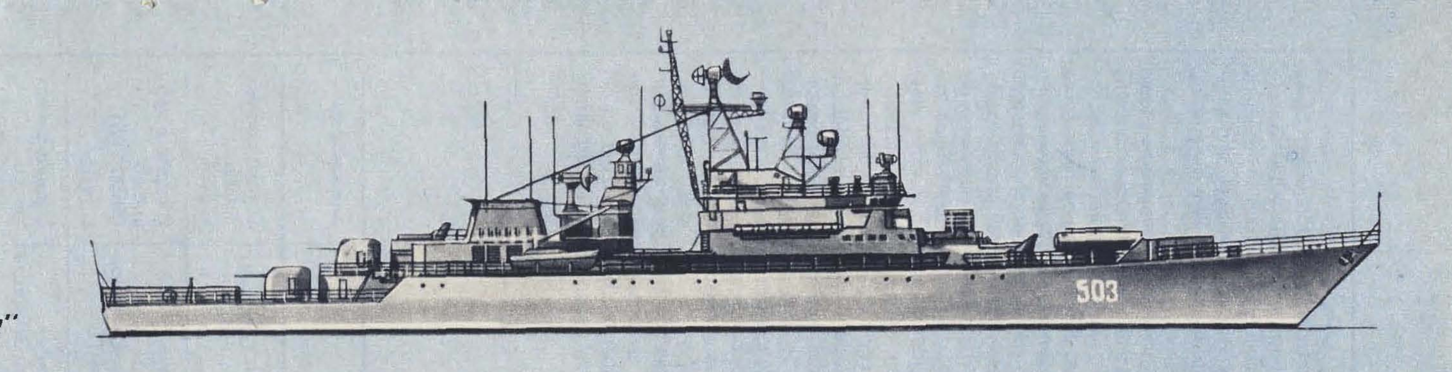
Typ „Leningrad"

Typ „Gnewny"

Typ „Plamenny"

Typ „Slawny"

Typ „Ognevoy"



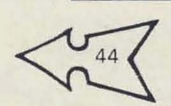
Typ „Dostoiny"

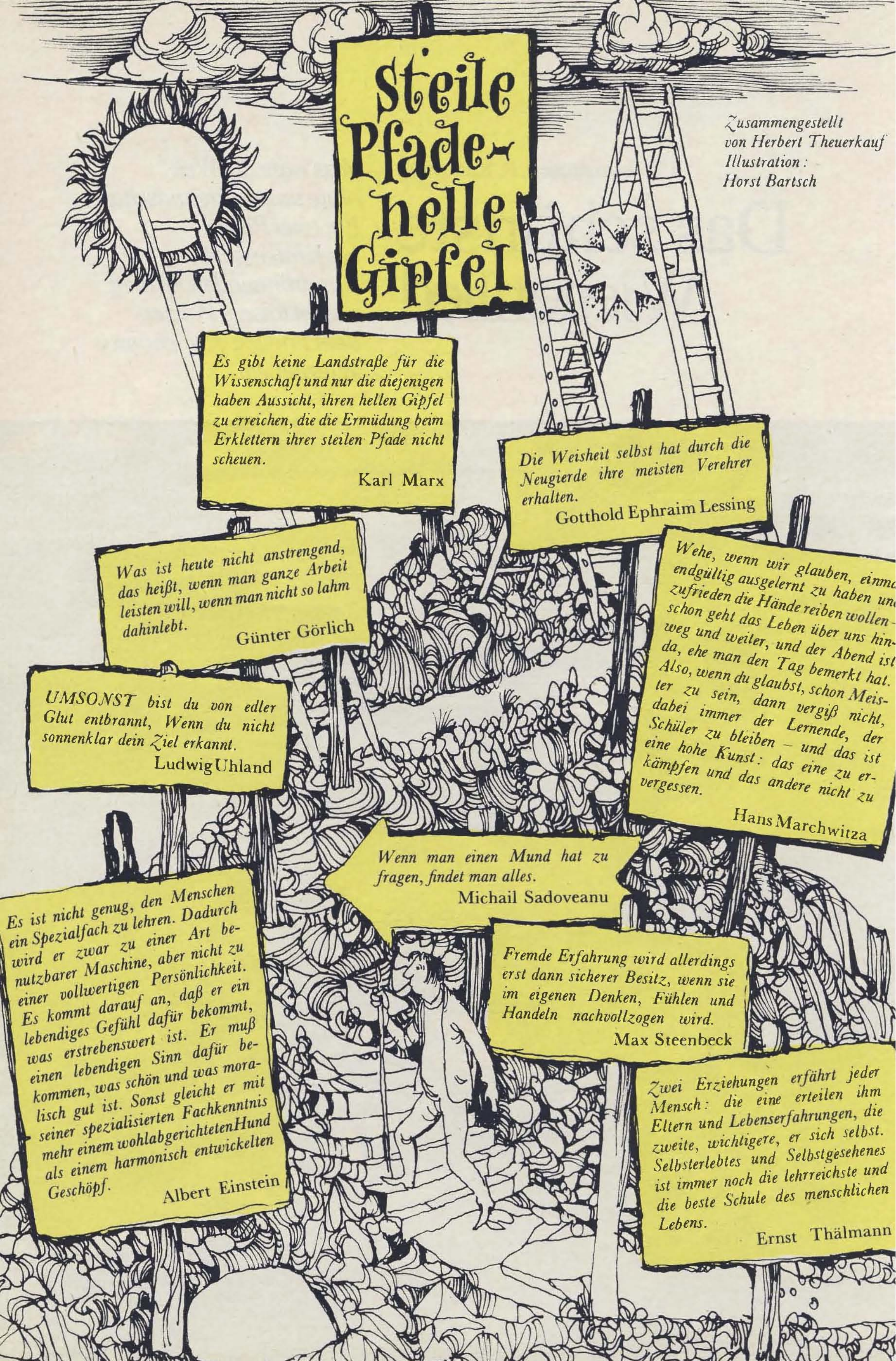
Schnittschema des Zerstörers „Stereguschtschi"

1 – Hubschrauberlandeplattform
2 – Hubschrauber
3 – Startrampe für Seezielraketen
4 – Seezielraketenmagazin
5 – Universalgeschütze
6 – Maschinenraum (Dieselmotoren)
7 – Antenne des Waffenleitsystems
8 – UAW-Torpedo-Rohrsatz
9 – Maschinenraum (Dampfturbinen)
10 – Reaktive Wasserbombenwerfer

tektonisch hervorragend gebaute „Slawny" genannt. Letztgenanntes UAW-Kampfschiff führt auch neuerdings Schiff-Schiff-Raketen mit.
Als erstes Kampfschiff, das mit Schiff-Schiff-Raketen ausgerüstet war, ist die „Bedovy" anzusehen. Der „Bedovy" – einer völlig neuen Zerstörerart – folgten mit geringen Abänderungen weitere Schiffe. Unterschiedlich zur ersten Bauserie waren bei ihnen lediglich die Formen der Masten, Schornsteine und der Startrampen. Inzwischen hat sich längst bestätigt: Diese neue Zerstörerunterklasse revolutionierte die Theorien der Seekriegführung. Die klassischen Vorstellungen waren hinfällig geworden, die Zeiten der herkömmlichen Seekriege ein für allemal vorbei. Denn mit diesen Kampfschiffen war es von nun an möglich geworden, gegnerische Kriegsschiffgruppen unterschiedlicher Zusammensetzung treffsicherer zu bekämpfen. Die UdSSR blieb aber nicht bei dem Erreichten stehen. Trug die „Bedovy" erstmals eine Startanlage für Schiff-Schiff-Raketen auf dem Achterdeck, so wurde die folgende Bauserie dahingehend ergänzt, daß sie zwei Startanlagen mitführen konnte.
Die Zerstörer der ersten Generation sowjetischer Kampfschiffe mit Schiff-Schiff-Raketensystemen verfügten bereits über eine Vernichtungskraft, die die der schwersten Schiffsartillerie des zweiten Weltkrieges um ein Vielfaches übertraf. Obwohl diese sowjetischen Kampfschiffe noch die Merkmale des bewährten Grundmodells der „Plamenny"-Baureihe trugen, stellten sie eine neue Qualität dar, die unter anderem vom hohen Stand der Standardisierung im sowjetischen Kriegsschiffbau zeugt. Die auf diesen Schiffen installierte Artillerie dient der Abwehr von See- und Luftzielen. Der UAW-Hubschrauber kam generell zur Bewaffnung hinzu.
Mit der „Dostoiny" erschien wiederum eine andere Schiffsilhouette auf den Meeren. Diese Baureihe können wir als völlig neu konzipierten sowjetischen Zerstörertyp werten, obwohl auch bei diesem Typ bewährte Baugruppen anderer Serien Verwendung fanden. Dieser Typ zeichnet sich durch verbesserte Schiff-Schiff-Raketen, Rohrwaffen und funktechnische Mittel aus. Er erhielt vier Raketenstarter, die auf dem Vorderdeck zu einer Viererbatterie zusammengefaßt wurden. Werfer für reaktive Wasserbomben und Universalgeschütze ergänzen die Bewaffnung. Auch der Torpedo fehlt weder auf der „Bedovy" noch auf der „Dostoiny". Allerdings hat sich die Funktion des Torpedos auf diesen Kampfschiffen geändert. Seine einstige Rolle – Bekämpfung und Vernichtung eines Überwasserschiffes – übernahmen die Schiff-Schiff-Raketen. Der Einsatz der Torpedos ist vornehmlich gegen U-Boote gedacht.
Ob als Raketenträger oder mit konventioneller Bewaffnung fahrend, stellen die Zerstörer ein hervorragendes Kampfmittel der Ozeanflotten dar, die ein wichtiger Bestandteil der sowjetischen Streitkräfte sind. *KHS*

Zerstörer Typ	**Deplacement ts**	**Länge, Breite, Tiefgang m**	**Geschwindigkeit kn**	**Bewaffnung**	**Antriebsanlage**
„Leningrad" (1936)	2582	127,5 11,7 4,2	42	5 × 130-mm- 2 × 76-mm-Geschütze 2 × 45-mm-Flak 8 × 533-mm-TR	Dampfturbinenantrieb (66000 PS)
„Gewny" (1935)	1420	112,5 19,2 3,8	39	4 × 130-mm- 2 × 76-mm- 2 × 45-mm-Geschütze 6 × 533-mm-TR	Dampfturbinenantrieb (55000 PS)
„Plamenny" (1950)	3850	128 13 4,5	36	2 × 130-mm- 4 × 45-mm-Geschütze 10 × 533-mm-TR	Dampfturbinenantrieb (80000 PS)
„Bedovy" (1957)	4000	128 13 4,8	36	1 Startvorrichtung für Schiff-Schiff-Raketen 4 × 57-mm-Geschütze 6 × 533-mm-TR	Dampfturbinenantrieb (80000 PS)




Steile Pfade – helle Gipfel
Zusammengestellt von Herbert Theuerkauf
Illustration: Horst Bartsch
Es gibt keine Landstraße für die Wissenschaft und nur die diejenigen haben Aussicht, ihren hellen Gipfel zu erreichen, die die Ermüdung beim Erklettern ihrer steilen Pfade nicht scheuen. Karl Marx
Die Weisheit selbst hat durch die Neugierde ihre meisten Verehrer erhalten. Gotthold Ephraim Lessing
Was ist heute nicht anstrengend, das heißt, wenn man ganze Arbeit leisten will, wenn man nicht so lahm dahinlebt. Günter Görlich
Wehe, wenn wir glauben, einma endgültig ausgelernt zu haben un zufrieden die Hände reiben wollen – schon geht das Leben über uns hinweg und weiter, und der Abend ist da, ehe man den Tag bemerkt hat. Also, wenn du glaubst, schon Meister zu sein, dann vergiß nicht, dabei immer der Lernende, der Schüler zu bleiben – und das ist eine hohe Kunst: das eine zu erkämpfen und das andere nicht zu vergessen. Hans Marchwitza
UMSONST bist du von edler Glut entbrannt, Wenn du nicht sonnenklar dein Ziel erkannt. Ludwig Uhland
Wenn man einen Mund hat zu fragen, findet man alles. Michail Sadoveanu
Es ist nicht genug, den Menschen ein Spezialfach zu lehren. Dadurch wird er zwar zu einer Art benutzbarer Maschine, aber nicht zu einer vollwertigen Persönlichkeit. Es kommt darauf an, daß er ein lebendiges Gefühl dafür bekommt, was erstrebenswert ist. Er muß einen lebendigen Sinn dafür bekommen, was schön und was moralisch gut ist. Sonst gleicht er mit seiner spezialisierten Fachkenntnis mehr einem wohlabgerichteten Hund als einem harmonisch entwickelten Geschöpf. Albert Einstein
Fremde Erfahrung wird allerdings erst dann sicherer Besitz, wenn sie im eigenen Denken, Fühlen und Handeln nachvollzogen wird. Max Steenbeck
Zwei Erziehungen erfährt jeder Mensch: die eine erteilen ihm Eltern und Lebenserfahrungen, die zweite, wichtigere, er sich selbst. Selbsterlebtes und Selbstgesehenes ist immer noch die lehrreichste und die beste Schule des menschlichen Lebens. Ernst Thälmann

Stabsmatrose d. R. Karl Artelt

Das schönste Wiegenlied

Was wäre die Welt
ohne unsere Freundschaft?
Ein toter Planet,
ein Kratergebiet.
Aus dröhnenden Kehlen
singen unsere Panzer
dem Frieden das schönste
Wiegenlied.
















CA

Jeder Tropfen
Schweiß, der verflossen,
scheint er auch nutzlos
im Augenblick,
hält eine Träne
unserer Kinder
in Zukunft in den Augen
zurück.

Es gibt keinen Frieden
ohne unsere Freundschaft.
Gemeinsames Ziel
stellt uns in ein Glied.
Aus dröhnenden Kehlen
singen unsere Panzer
dem Frieden das schönste
Wiegenlied.



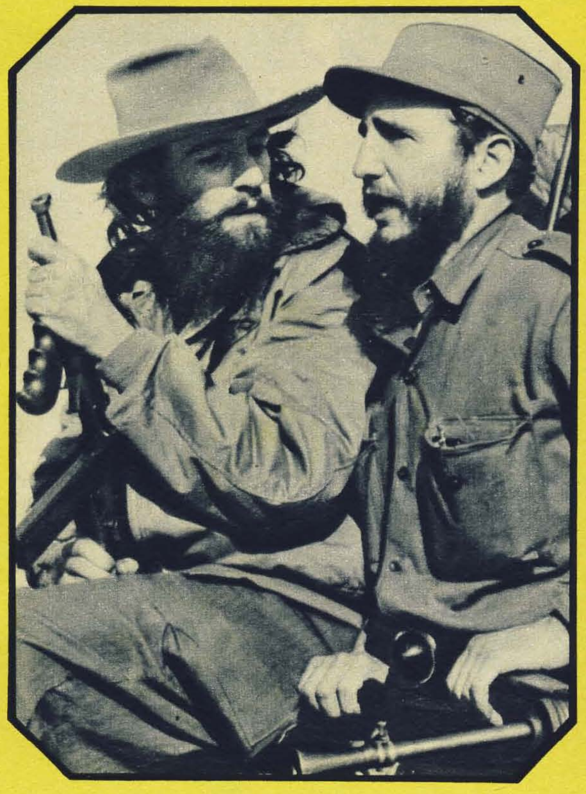


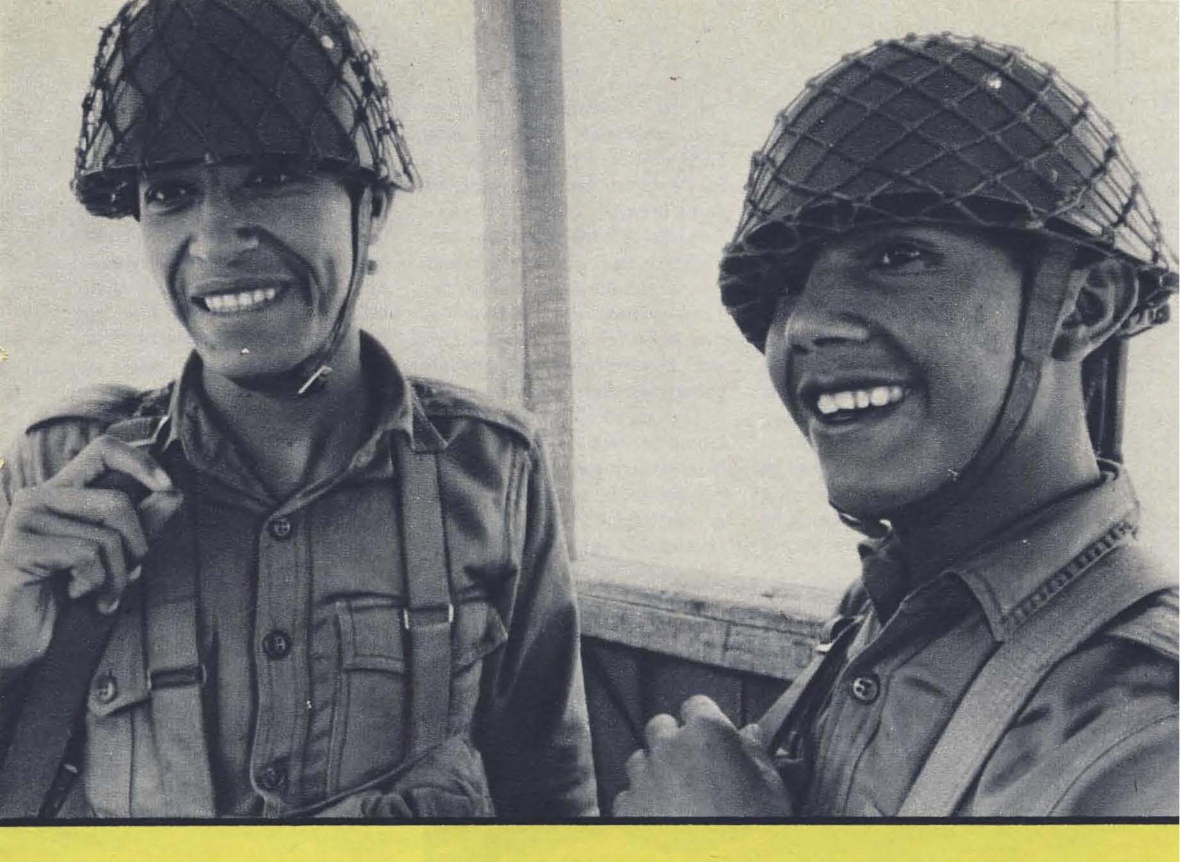





Auf den Spuren Fidel Castros in der jungen Geschichte Kubas reiste Oberst Rolf Schleicher

Zwischen Siboney und der Moncada





Wir waren die breite sechsspurige Hafenstraße von Havanna entlang gefahren, hatten La Cabana und El Morro, die beiden Festungen am Eingang zum Hafen, hinter uns gelassen, als unweit der Kaianlagen zerfetzte Eisenteile meine Aufmerksamkeit erregten. „Sozusagen ein Denkmal ist das. Die Reste der ‚La Coubre', eines französischen Schiffes. Es brachte 1960 Munition aus Belgien. Mitten in den Entladearbeiten gab es zwei Explosionen. Der Feind hatte Zeitzünderbomben eingeschmuggelt." Während Leutnant Tosca Gonzales mir das erzählt, fahren wir vorbei am Geburtshaus José Martis zum Revolutionsmuseum.

Vor der Revolution gehörte dieser prachtvolle Palast General Batista. Auf der breiten Treppe sind im Marmor Einschüsse zu sehen. Direktor Hauptmann Manuel Perez Alfonso folgt meinen Blicken und erläutert: „Das sind die Spuren, die eine Gruppe junger Revolutionäre im März 1957 hinterlassen hat. Sie stürmte den Palast und wollte den Diktator beseitigen." Solche Versuche gab es mehrere. Sie alle wurden direkt oder indirekt durch die Taten Fidel Castros und seiner Rebellenarmee beflügelt, die zu dieser Zeit in der Sierra Maestra gegen das Ejercito, gegen Batistas Armee, kämpfte. Von diesem heldenhaften Kampf künden viele interessante Sachzeugen des Museums: einfache Handfeuerwaffen, eine primitive Funkstation, zahlreiche Flugblätter und Zeitungen, aber auch improvisierte Gefechtsfahrzeuge wie „Tracon 1" – ein zum Flammenwerferpanzer umgebauter Traktor mit der optimistischen Aufschrift „Panzerkorps der Nordfront, Provinz Las Villas". Und dazu bekomme ich immer wieder den Hinweis: „Begonnen hat das alles in Oriente. Hier ist sozusagen das Herz der Revolution." Da auch der Plan zum Sturm auf die Moncada und die Dokumente über die Landung der „Granma" nach Oriente weisen, möchte ich von Leutnant Gonzales mehr über diese südlichste Provinz Kubas und ihre geschichtliche Rolle wissen – und noch lieber selbst dorthin fahren.

„Alle großen Aufstände, die das Geschick der Insel Kuba veränderten, gingen von Oriente aus", erzählt Gonzales nicht ohne Stolz. Dort habe 1868 der 1. Unabhängigkeitskrieg begonnen, als kubanische Pflanzer gegen das Mutterland Spanien und an ihrer Seite schwarze Sklaven gegen ihre weißen Unterdrücker rebellierten. Auch José Marti, der große kubanische Revolutionär, Dichter und Publizist, sei dort 1895 von dem deutschen Dampfer „Nordstrand" an Land gebracht worden. Damit habe der 2. Unabhängigkeitskrieg begonnen. (Übrigens hat die SED-Delegation dem I. Parteitag der KPK eine Originalnachbildung des Kommandostandes der „Nordstrand" als Geschenk übergeben.) An der Seite José Martis stand unter anderem eine

Bauernarmee mit ihrem schwarzen Führer Guillermon Moncada – dessen Namen jene Kaserne in Santiago trägt, die bei der dritten großen Erhebung das Angriffsziel Fidel Castros wurde. Soweit in Kurzfassung Gonzales geschichtlicher Exkurs. Und was eine Reise dorthin betreffe, da bekomme ich zunächst einmal die Beschwerlichkeiten in allen Farben geschildert: „Castro hat mit seinen Leuten im Auto 24 Stunden für die 900 Kilometer gebraucht. Auch heute ist die Fahrt nicht bequemer. Und das bei der Hitze!" Dennoch ist dann alles ganz einfach. Bereits für den nächsten Tag finden sich zwei freie Plätze in einer CUBANA IL-18, die uns in nur 90 Minuten nach Santiago de Cuba bringt.

Dreierlei fällt mir schon auf dem Flugplatz auf: die Sonne brennt hier tatsächlich noch heißer, das Temperament der Kubaner ist hier noch feuriger und die Zahl der Nachkommen ehemaliger schwarzer Sklaven weit zahlreicher als in Havanna...

Überaus herzlich begrüßt uns hier Hauptmann Rafael Carela. Mit seinen Genossen gibt er die Armeezeitung COMBATIENDE heraus. Als er hört, weshalb wir nach Oriente gekommen sind und daß mein Bericht für die Leser der ARMEERUNDSCHAU bestimmt ist, gibt es für ihn kein langes Überlegen. „Dann mußt du nach Siboney fahren und natürlich zum Curatel Moncada. Am besten, ich begleite dich selbst. Ich bin doch hier zu Hause." Damit verfrachtet er Tosca Gonzales und mich in seinen nicht mehr ganz jungen Ford und fährt uns erst einmal zur Redaktion.

In einem unscheinbaren Gebäude untergebracht, nehmen Redaktion, Druckerei und Vertrieb nicht mehr Platz als ein



Die Moncada, ehemals zweitgrößte Festung, beherbergt seit 1959 in ihren Mauern das Revolutionsmuseum und die Schulstadt „Ciudad Escolar 26 de Julio", in der über 6000 Kinder lernen.

Mit dieser ehemaligen Batistamaschine, der ersten über die die Befreiungsarmee verfügte, wurde im Dezember 1958 der erste Einsatz gegen die Festung La Maya in der Provinz Oriente geflogen.

Fla-Raketenstellung in der Provinz Havanna.



Volleyballfeld ein. Parterre stehen die Setz- und Druckmaschinen. Auf der Empore, nur über eine eiserne Wendeltreppe zu erreichen, sind drei Redaktionsräume. Dennoch, eine gute Zeitung verläßt wöchentlich das Haus, wie mir später die Soldaten in Guantánamo versichern. Während der obligatorische starke Kaffee gebraut wird, holt Hauptmann Carela die jüngste ARMEERUNDSCHAU hervor, die ihn pünktlich jeden Monat erreicht. So ein Magazin möchte er auch einmal herstellen. Aber noch fehle dazu die Drucktechnik. Und ich wisse doch, zunächst gäbe es in Kuba wichtigere Objekte zu errichten.

Eine halbe Stunde später sitzen wir wieder im Wagen. Kreuz und quer geht es durch die engen Straßen der Stadt, die sich an den Ausläufern des Gran Piedra dahinzieht. Die Eindrücke sind so vielfältig, daß ich nur einige Namen in meinem Notizbuch festhalten kann: Justizpalast, Krankenhaus, Moncada, Avenida Garzon, Farm in Siboney. Als wir am Meeresufer wenden, sagt Rafael: „Das waren die historischen 17 Kilometer. Auf diesem Weg zogen 120 junge Männer in den Morgenstunden des 26. Juli 1953 zur Moncada, um die zweitgrößte Zwingburg des Diktators Batista zu stürmen." Da mir das Tempo durch die kubanische Geschichte doch etwas zu schnell war, nehme ich Rafael Carela das Versprechen ab, am nächsten Morgen noch einmal den gleichen Weg zurückzulegen.

So kommt es, daß ich ein zweites Mal dem Weg Fidel Castros zwischen Siboney und der Kaserne Moncada folge. Allerdings nicht zum Karneval, der in Santiago der prächtigste ganz Kubas ist. Apropos Karneval. Es ist sicher ein Zufall, daß er in Kubas





Geschichte gleich zweimal eine Rolle spielt. So hatte sich Batista am 10. März 1952, als Havanna Karneval feierte, durch einen Staatsstreich mit Hilfe und Zustimmung der USA an die Macht gebracht, damit die wirtschaftliche und politische Abhängigkeit des Landes weiter verstärkt.
Aber nur ein Jahr später, zum Carneval in Santiago de Cuba, begann das Ende dieser Diktatur. Denn Fidel Castro, der in einer Versammlung von Gegnern Batistas verkündet hatte, Batista hat sich mit Gewalt an die Macht gebracht und mit Gewalt müssen wir ihn auch wieder davonjagen – dieser junge Rechtsanwalt handelte auch nach seinen Worten.
Doch wie beginnen? Woher die Waffen nehmen? Wo Batistas schwächsten Punkt finden? Die kleine Farm in Siboney gibt Auskunft, wie hervorragend der „Zivilist" Castro es verstand, die Strategie der Militärs zu erschüttern. Hier werden heute noch Pläne, Fotos, Waffen und Uniformen aufbewahrt. Siboney wurde zum Ausgangspunkt für



„Tracon 1", der zum Flammenwerfer umgebaute Traktor. Heute gehören Raketenschnellboote und moderne mittlere Panzer vom Typ T 54 zur Ausrüstung der Revolutionären Streitkräfte Kubas.



den Sturm auf die Kaserne Moncada, besetzt mit 1 000 Soldaten. Fidels Wahl war auf Santiago gefallen, weil es weit von Havanna liegt, damit weit weg von jeder raschen und wirksamen Unterstützung. Waffen gab es genügend in der Kaserne, und durch den Karneval, zu dem die Menschen aus dem ganzen Lande dorthin geströmt waren, hatten sich Disziplin und Ordnung auch in der Kaserne sehr gelockert. Fidel Castro erkannte die reale Möglichkeit, in dieser günstigen Situation mit Unterstützung der Bevölkerung die ganze Provinz Oriente dem Diktator zu entreißen.

In der Farm treffen wir eine Gruppe Soldaten der Revolutionären Streitkräfte Kubas (FAR), die sich mit den Traditionen ihrer Armee vertraut macht. Denn aus jenen 150 Kämpfern Castros von 1953 (120 setzte er für den Sturm auf die Moncada ein, weitere 30 in der Stadt Bayamo, um den wichtigen Übergang über den Rio Cauto zu sperren) wuchs die Rebellenarmee von 1957/58 und aus ihr nach dem Sieg die FAR. Gemeinsam stehen wir vor dem Angriffsplan. Die Soldaten begeistern sich an der Kühnheit der Revolutionäre, loben ihren Mut und das Heldentum.

Eine Chronik im Hauptraum der Farm gibt Auskunft: 24. Juli 1953 – Fidel Castro alarmiert seine Rebellen. Am Abend setzen sie sich mit Autos, Linienbussen und Eisenbahn in Marsch. 25. Juli 1953 – von Treffpunkten in Santiago de Cuba aus werden sie nach Siboney gebracht. Dort hat Fidels Freund Abel Santamaria eine Farm gepachtet. Jagdwaffen, Revolver und Uniformen lagern hier versteckt in einem Brunnen. Nach Ankunft der letzten Gruppe erfahren die Kämpfer das Ziel der Aktion: In der Morgendämmerung des zweiten Karnevaltages, kurz vor der Wachablösung, die Moncada zu überrumpeln.

Von Siboney fahren wir zur Moncada. Es sind jene 17 Kilometer, die die Rebellen am 26. Juli 1953 früh, 4.45 Uhr, ebenfalls entlang fuhren. Links und rechts der Straße stehen heute 26 schlichte Denkmäler. Mahnung und Erinnerung an 71 Tote. Voller Zuversicht waren die 120 Männer Fidel Castro gefolgt. In der Avenida Garzon, unweit der Kaserne, trennten sich zwei Gruppen. Raúl Castro führte die eine zum Justizpalast. Vom Dach aus sollten sie beim Sturm auf die Moncada Feuerschutz geben. Einen gleichen Auftrag hatte die andere Gruppe mit Abel Santamaria. Ihr Ziel war das Krankenhaus, wo außerdem die Verwundeten behandelt werden sollten. Fidels Gruppe erreichte die Moncada um 5.15 Uhr. Der erste Wagen stoppte vor Posten 3. „Durchgang frei, der General kommt!" Dieser Ruf schockte die beiden Soldaten so, daß sie den Eingang freigaben. „Der General", das konnte für sie nur der gefürchtete Diktator Batista sein.

Als der Vortrupp die erste Treppe, gleich hinter Posten 3, empor stürmte, hinein in den Raum, wo die Waffen lagern sollten, stießen sie auf schlafende Soldaten, die zum Karneval dort als Verstärkung untergebracht waren. Zur gleichen Zeit gab es vor der

(Fortsetzung Seite 65)





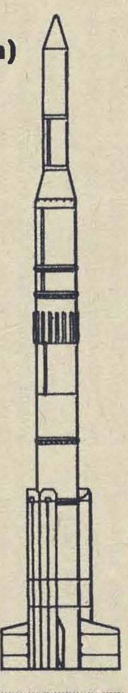
Arno Rink: „Spanien 1938", Oel

Arno Rink hat das Gemälde den noch lebenden Interbrigadisten gewidmet, die in den Jahren 1936/38 den spanischen Demokraten und Kommunisten zu Hilfe kamen, als zur weltweiten Verteidigung der Demokratie gegen die drohende faschistische Diktatur des putschenden Generals Franco aufgerufen wurde. Wir wissen es: Die spanische Volksarmee und die Interbrigaden, in deren Reihen vor nunmehr vierzig Jahren auch unser heutiger Verteidigungsminister, Armeegeneral Heinz Hoffmann, gekämpft hat, unterlagen damals der Übermacht des internationalen Kapitals. Wir wissen aber zugleich: Immer, wenn über proletarischen Internationalismus, über internationale Solidarität zu reden ist, gilt dieses Kapitel des Klassenkampfes als Maßstab und Beispiel. Von den Heldentaten der Interbrigadisten und ihrem Opfermut erzählen Lieder, die die gesamte fortschrittliche Welt noch heute singt: Lieder von Ernst Busch, Hanns Eisler, Paul Dessau und anderen.
Der Leipziger Maler Arno Rink, geboren 1940, malte sein Bild aus der Sicht eines Bürgers, der in der sozialistischen Staatengemeinschaft lebt. Er weiß, daß die spanische Tragödie die Erprobung des zweiten Weltkrieges war. Dieser Weltkrieg jedoch endete nicht im Sinne seiner Urheber. Mit der Zerschlagung des Hitlerfaschismus und seiner Verbündeten wurde der Weltimperialismus entscheidend geschwächt und die Herausbildung des Sozialismus als Weltsystem auf die Tagesordnung der Geschichte gesetzt.
Dieses Wissen unterstellt der Maler auch dem Betrachter seines Gemäldes. Er verzichtete deshalb auf die Darstellung eines szenischen Moments des Kämpfens und konzipierte ein Gedenkbild, eine „Hommage" auf die Freiheitskämpfer.
Rink hat gemalt, wie sie gefallen sind: erschossen, erstochen, geworden der „mächtigen Geier Fraß".
Das Gemälde ist nicht auf Rührung aus oder auf romantische Trauer. Die Bildsprache lapidar. Viele Leser werden sich erinnern: So hat auch Ernest Hemmingway über Spanien geschrieben! Die Gefallenen liegen noch da, wie sie gestorben sind. Einer von ihnen in eine rote Decke oder in ein rotes Fahnentuch gehüllt, so über den Tod hinaus seine Gesinnung bekundend, die unsterblich ist und die bezeugt, daß das „letzte Gefecht" seiner überlebenden Genossen dereinst siegreich sein wird. Sie liegen auf einer unfruchtbaren Erde, aus der im Vordergrund scharfer, kantig-spitzer Stahl ragt. Kein Pflänzchen weit und breit, das Fruchtbarkeit verrät. Nur Steine, Staub und schneebedeckte, bleiche Berge mit Polizeiwachttürmen davor. Doch der Künstler hat uns noch mehr und Entscheidenderes mitzuteilen: Es ist noch Leben da – in der Gestalt eines nicht getöteten, nicht sterbenwollenden Pferdes. Es steht als Kontrast den Toten gegenüber, als Protest der Kreatur, des ursprünglichen Lebens gegen die Mörder und gegen die Klasse, die sie hervorbringt. Es stellt das Aufbegehren dar, steht da wie ein Rufzeichen und erhebt sich weit über den hohen Horizont der Berge. Dieses Pferd, dessen Rufen uns gleichnishaft erscheint, ist kein willkürlich herbeizitiertes Attribut dieses Gemäldes. Pferde spielen in der antifaschistischen und proletarischen Kunst Europas eine bedeutende Rolle. Sie wurden als Sinnbild des Lebens angesehen, als Leben, dem Leid zugefügt und das zerstört wird. Hans Grundig malte Pferde als Gefangene, Fritz Duda malte das Grubenpferd, Pablo Picasso verwendete es in seinem Bilde von der Zerstörung Guernicas durch die faschistische „Legion Condor" als Protestsymbol.
Arno Rink hat sein Pferd als Rufer gestaltet. Dünne Leinen halten es fest. Zerreißbare Leinen, so will es scheinen, wenn sich das Pferd seiner Kraft bewußt wird.
Unser historisch begründeter Optimismus, unser Wissen um die in der Gesellschaft wirkenden Gesetzmäßigkeiten verleihen uns auch die Kraft, Niederlagen der Völker und des internationalen Proletariats als etwas Vorübergehendes anzusehen. Zukunftsgewißheit aber ist für uns gleichbedeutend mit der Tatbereitschaft zu internationaler Solidarität.
Im übrigen finde ich, daß es Arno Rink gelungen ist, die toten Genossen so zu malen, daß sie unsere ganze Verehrung erhalten.

Günter Meier,
Diplom-Kunsthistoriker

Foto: Frewel

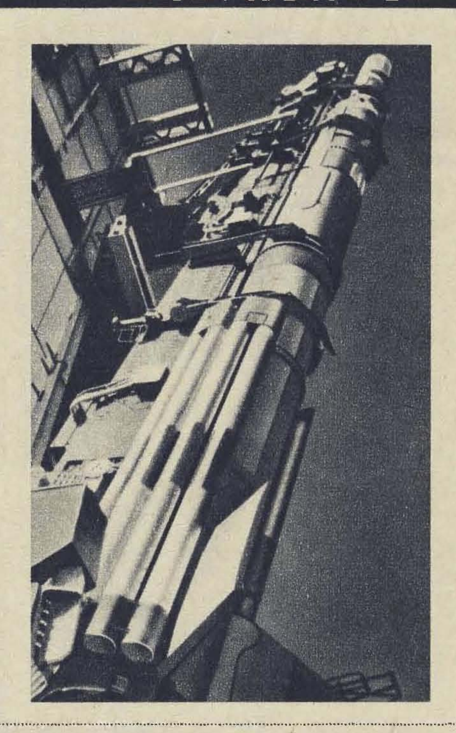
Trägerrakete My 4 S (Japan)



Technische Daten:

Stufenzahl	4+8 Booster
Höhe mit Nutzlast	23,57 m
max. Körperdurchmesser	1,42 m
Spannweite der Stabilisierungsflächen	4,20 m
Startmasse	43,5 t
Schub 1. Stufe	85 Mp
Booster	8 × 13 = 104 Mp
2. Stufe	33,1 Mp
3. Stufe	14,2 Mp
4. Stufe	3,3 Mp
Startschub	189 Mp
Einsatz	1970–1972

Diese leichte Trägerrakete wurde für den Start kleiner Erdsatelliten entwickelt. Ihre Nutzmassekapazität liegt bei rund 120 kg für 500-km-Kreisbahnen. In ihrem technischen Aufbau ist die My4S einfach. Der Antrieb aller vier Stufen erfolgt durch Feststofftriebwerke; als Starthilfen dienen 8 Feststoffbooster (Starthilferaketen). 1974 wurde die Rakete durch die My3C ersetzt. (Foto: My4S im Startturm.)

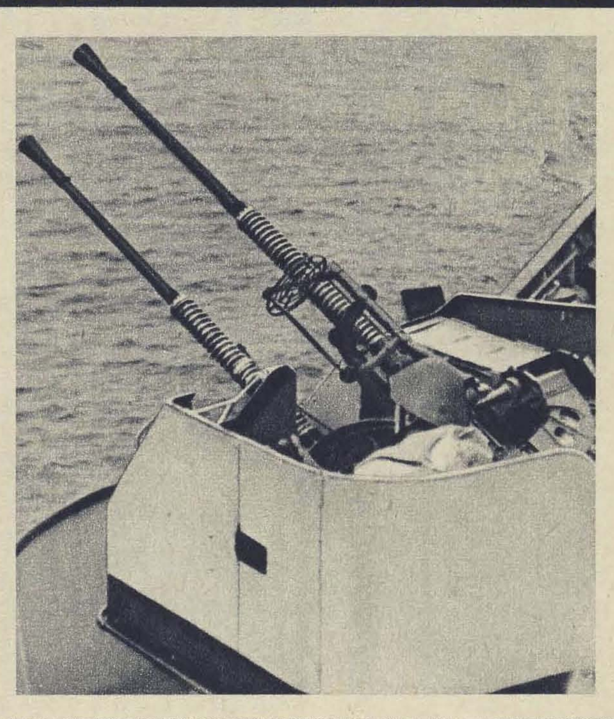


25-mm-Flak-Zwilling (UdSSR)

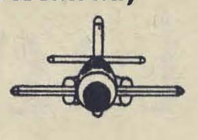
Taktisch-technische Daten:

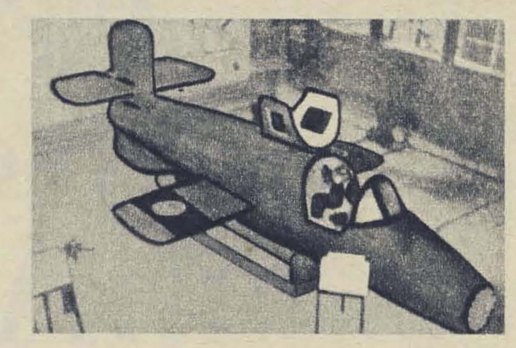
Kaliber	25 mm
Massen	
– Gesamtmasse (ohne Munit. u. Zubehör)	1 500 kg
– eine Waffe	101 kg
– Lafette	1 298 kg
– Granatpatrone	0,87 kg
Gesamtlänge	2 845 mm
Rohrlänge	2 000 mm
Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses	900 m/s
Abfeuereinrichtung	Fußabfeuerung
Feuergeschwindigkeit (theoretisch)	270 . . . 300 Schuß/min
Bedienung	2 Mann

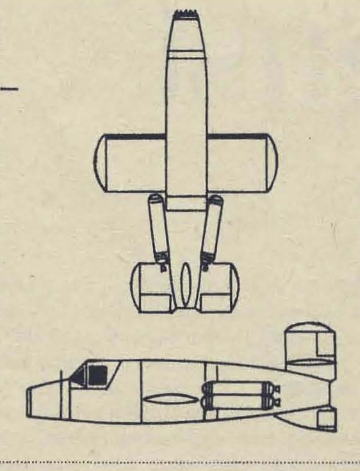
Das automatische Geschütz mit beweglichem Rohr wird zur Bekämpfung von Luft-, See- und Küstenzielen eingesetzt. Die Patronenzuführung erfolgt mittels Gurt. Das Spannen der Waffe kann von Hand und hydraulisch erfolgen. Eine Flüssigkeitsbremse dient zum Bremsen der Bewegung des Rohres beim Vor- und Rücklauf. Eine Sperreinrichtung unterbricht automatisch das Feuer, wenn sich nur noch eine Granatpatrone in der Zuführeinrichtung befindet.



Senkrechtstart-Jagdflugzeug Bachem „Natter" (Deutschland)







Taktisch-technische Daten:

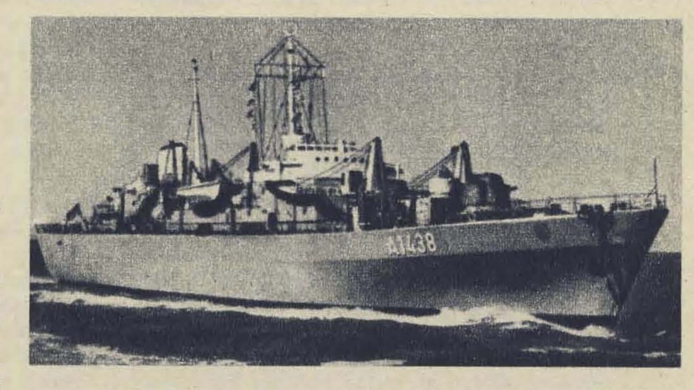
Spannweite	3,6 m
Länge	6,0 m
Rumpfhöhe	1,3 m
mittlere Geschwindigkeit im Steigflug	675 km/h
Gipfelhöhe	16 000 m
Reichweite	80 km
Triebwerk	1 Raketentriebwerk 1 700 kp und 4 Starthilfsraketen je 1 200 kp Schub
Flugdauer mit Schub	7 min
Bewaffnung	24 ... 36 Luftkampfraketen 7,3 cm
Besatzung	1 Mann

Die „Natter" war das erste Senkrecht-Startflugzeug und wurde im Jägernotprogramm der faschistischen Wehrmacht 1944/45 gebaut. Der Start sollte von einer speziellen Rampe erfolgen. Nach Erfüllung der Abfangaufgabe sollten die einfache Zelle gesprengt, der Pilot und das Triebwerk am Fallschirm zur Erde zurückkehren. 20 Flugzeuge wurden fertiggestellt, zum Einsatz gelangten sie jedoch nicht.

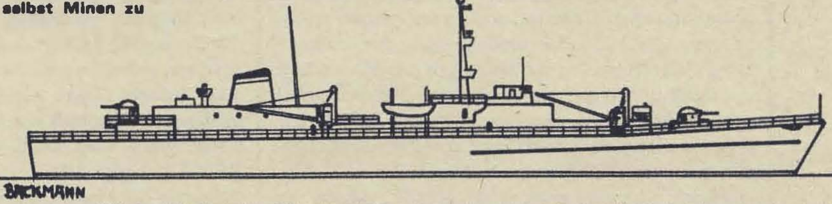
Minentransportschiff Sachsenwald-Klasse (BRD)

Taktisch-technische Daten:

Verdrängung	3 849 t
Länge	111 m
Breite	13,9 m
Tiefgang	3,4 m
Antrieb	2 Dieselmotoren, 5 600 PS
Geschwindigk.	18 kn
Bewaffnung	4 × 40-mm-Geschütze Minen
Besatzung	66 Mann



Die Bundesmarine verfügt seit 1969 über die zwei Minentransporter A-1437 „Sachsenwald" und A-1438 „Steigerwald". Die Transporter verfügen über alle erforderlichen Einrichtungen zur Lagerung, Wartung und Abgabe von Minen. Sie sind auch in der Lage, selbst Minen zu legen.



Es war ein Sonntag im August

Tage gibt es, die bleiben einem immer im Gedächtnis. Für mich ist jener heiße Sommersonntag einer davon. Auch wenn er nun schon anderthalb Jahrzehnte zurückliegt, die Erinnerung lohnt. Denn im Vergleich zu damals wird vieles, was wir heute erreicht haben, überschaubarer; läßt sich die Leistung, die dahinter steckt, besser ermessen.
Damals – das war der Sommer '61. Solche Zeilen etwa, wie sie am 9. Juli in der „Bonner Rundschau" standen, waren derzeit gar nicht so selten in den BRD-Zeitungen zu lesen. An jenem Tag hieß es, gegenüber der DDR seien „alle Mittel des Krieges, des Nervenkrieges und des Schießkrieges, anzuwenden". Dazu – so schrieb das Blatt – „gehören nicht nur herkömmliche Streitkräfte und Rüstungen, sondern auch die Unterwühlung, das Anheizen des inneren Widerstandes, die Arbeit im Untergrund, die Zersetzung der Ordnung, die Sabotage, die Störung von Verkehr und Wirtschaft, der Ungehorsam, der Aufruhr".
Ganz in diesem Sinne hatten imperialistische Geheimdienste von Westberlin und der BRD aus schon seit Jahren den Menschenhandel organisiert. Hochqualifizierte Arbeiter und Wissenschaftler wurden abgeworben, Kindesraub und Brandstiftung betrieben. Auf jede erdenkliche Art hetzten und wühlten sie gegen unseren Staat. Das nahm Anfang 1961 noch mehr zu. Von den Sicherheitsorganen wurden im ersten Halbjahr 20 Prozent mehr Funkstützpunkte der westdeutschen und amerikanischen Geheimdienste zerschlagen als im ganzen Jahr 1959. Skrupellos nutzte der Klassenfeind die offene Grenze zwischen der Hauptstadt der DDR und Westberlin aus. Allein der ökonomische Schaden, den er uns in jenen Jahren zufügte, belief sich – nach sehr vorsichtigen Schätzungen – auf 120 Milliarden Mark.
Dadurch, so hatte man wohl gehofft, würde die DDR ausbluten und schließlich sturmreif werden. Dem Ziel wähnte man sich im Mai 1961 schon sehr nahe. In der „Revue militaire générale" des Obersten NATO-Hauptquartiers in Europa ließ die damals regierende CDU verkünden: „Der kalte Krieg mit den vielfältigen Mitteln der Infiltration, der Subversion und des revolutionären Staatsumsturzes wird in absehbarer Zeit seine weitere Verschärfung finden." Und BRD-Kriegsminister Franz Josef Strauß verkündete am 25. April 1961 in Santa Rosa (Kalifornien), daß der zweite Weltkrieg noch längst nicht zu Ende sei und die Welt kurz vor einer „Explosion in der Zone" (damit meinte er die DDR) stehe. Bei einer weiteren USA-Reise im Juli verlangte Strauß von dem US-Kriegsminister sowie führenden Politikern und Militärs, die sogenannte Berlin-Krise „bis zur letzten Konsequenz zuzuspitzen". Auf einer abschließenden Pressekonferenz erklärte er, „daß der Westen auf eine Art Bürgerkrieg vorbereitet sein muß".
Der BRD-Imperialismus selbst hatte sich schon bestens darauf vorbereitet. In zahlreichen Manövern der vorangegangenen Monate hatte die Bundeswehr bereits militärische Operationen zum Einkassieren der DDR trainiert, größtenteils gemeinsam mit anderen NATO-Streitkräften. Im Juni 1961 liefen Mobilmachungsmaßnahmen der Bundeswehr an. Am 28. Juni 1961 berichtete der ehemalige faschistische Generalstäbler Heusinger, damals höchster Bundeswehr-General und Vorsitzender des NATO-Militärausschusses, die BRD-Streitkräfte ständen bereit, „unverzüglich jede Mission auszuführen". Dazu waren auch NATO-Verbände in Alarmbereitschaft versetzt worden. In unmittelbarer Nähe der DDR-Grenze fanden weitere Kriegsübungen statt.
Alles das löste unter den friedliebenden Menschen



Zeichnung: Klaus Arndt

wachsende Besorgnis aus. Sie erinnerten sich: Schon einmal, im Jahre 1939, hatte der deutsche Imperialismus, nachdem er sich mit dem Überfall auf den Sender Gleiwitz selbst einen Vorwand geschaffen hatte, aus den sogenannten Sommer-Herbst-Manövern heraus einen Krieg begonnen. Es war der zweite Weltkrieg. Und auch 1961 wäre es nicht bei dem angekündigten „Bürgerkrieg" geblieben. Denn die BRD gehört der NATO an und die DDR dem Warschauer Vertrag.

Die sozialistischen Staaten entfalteten eine breite Initiative, um die internationale Lage zu entspannen und die von Westberlin ausgehende akute Kriegsgefahr zu entschärfen. Im Juni unterbreitete die Sowjetunion den Westmächten ein Memorandum über den Abschluß eines Friedensvertrages mit Deutschland und zur Regelung der Westberlinfrage. Die Vorschläge wurden von unserer Regierung unterstützt.

Der BRD-Imperialismus beharrte jedoch auf seinem aggressiven Standpunkt. „Was östlich von der Werra und der Elbe liegt", erklärte etwa zur gleichen Zeit BRD-Kanzler Adenauer, „sind Deutschlands unerlöste Provinzen." Daher heiße die Aufgabe „Befreiung". Die Folge: An unseren Grenzen zu Westberlin und zur BRD häuften sich die Provokationen. Vom 5. bis 8. August inspizierte der Befehlshaber der NATO-Landstreitkräfte Europa-Mitte, Bundeswehr-General Speidel, die in Niedersachsen bereitgestellten BRD-Truppen. Er kam zu dem Schluß, daß sie zum Einsatz entlang der Autobahn Helmstedt–Berlin „gerüstet seien". Doch wieder einmal – wie schon so oft – hatte sich der deutsche Militarismus verkalkuliert. Hatte seine eigene Stärke überschätzt. Und hatte nicht damit gerechnet, daß die Deutsche Demokratische Republik, gestützt auf die Kraft der gesamten sozialistischen Verteidigungskoalition, fähig sein könnte, den drohenden imperialistischen Ansturm zu erkennen und im Keim zu ersticken.

Es geschah dies in der Nacht zum Sonntag, dem 13. August 1961. Nach Abstimmung mit den Regierungen der Warschauer Vertragsstaaten traf die DDR entsprechende Schutzmaßnahmen. In einer koordinierten Aktion mit den Kampfgruppen der Arbeiterklasse, mit der Grenz- und der Bereitschaftspolizei sowie im engen Zusammenwirken mit der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland übernahmen Truppen der Nationalen Volksarmee die militärische Sicherung unserer Staatsgrenze zu Westberlin und zur BRD. Und dank der hohen Gefechtsbereitschaft, absoluter Geheimhaltung, außerordentlichen Einsatzwillens und hoher Wachsamkeit aller daran Beteiligten geschah dies mit äußerster Präzision – erfolgreich für uns und völlig überraschend für den Klassengegner. Es hatte 13 geschlagen. Für den Bonner Regierungschef Adenauer war dieses sonntägliche ein unsanftes Erwachen. Er, der kurz zuvor noch lauthals nach unserer „Befreiung" gerufen, hatte im wahrsten Sinne des Wortes die Zeit verschlafen.

Ein böses Erwachen war es nicht nur für ihn, sondern mehr noch für das bundesdeutsche Monopolkapital. Noch im Juni hatte der „Forschungsbeirat für Fragen der Wiedervereinigung" bei der Bonner Regierung ein ausführliches Programm vorgelegt. Inhalt: Wie die Volkswirtschaft der DDR in das imperialistische BRD-System einverleibt werden solle. Nun waren diese Pläne über Nacht durchkreuzt worden – Pläne, die darauf abzielten, sich weitere Profitquellen zu erobern und auf diese Weise die eigene Position in der NATO zu stärken. Zugleich aber versperrte der 13. August 1961 auch den Bundeswehr-Generalen den Weg zu günstigeren Ausgangsstellungen für ihre aggressive Vorwärtsstrategie. So war dieser August-Sonntag ein harter Schlag für die reaktionären Kräfte der BRD. Er zwang sie, manches realistischer zu sehen. Doch verwunden haben sie ihn nie.

Am 13. August 1961 haben wir mit unseren Schutzmaßnahmen nachdrücklich auf die Unverletzlichkeit unserer Grenzen hingewiesen. Heute ist sie in mehreren internationalen Verträgen fixiert, so auch in der Schlußakte der europäischen Sicherheitskonferenz. Und wer sich in irgendeiner Form gegen die Sicherung dieser Grenzen wendet, der beweist damit eigentlich nur, wie er zur Akte von Helsinki steht, daß er dieselben aggressiven Absichten hegt wie seinerzeit Adenauer und Strauß.

Seit dem 13. August 1961 leben wir sicherer. Und wir leben besser. Denn unsere Grenze ist für alle jene eine Barriere, die uns so wie in den Jahren davor zur Ader lassen möchten. Indem die DDR im Bündnis mit den anderen sozialistischen Ländern im August '61 den aggressiven deutschen Imperialismus zügelte und die von ihm ausgehende akute Kriegsgefahr entschlossen und wirkungsvoll bannte, gewann sie auch international an Autorität und Vertrauen.

Es war dieser Tag eine schmerzliche Niederlage für die kalten Krieger und ein Sieg für Sozialismus und Frieden. Deswegen gehört der damalige Einsatz zu den besten Traditionen unserer bewaffneten Kräfte – zu Traditionen, auf die wir gemeinsam stolz sein können, die wir bewahren und fortsetzen.

Oberstleutnant d. R. Günter Engmann

Zwischen Siboney und der Moncada

(Fortsetzung von Seite 57)

Kaserne einen nicht vorhergesehenen Zwischenfall. Als Wagen 2 mit Castro in die Kaserne fahren wollte, erschien aus der Seitenstraße ein mit Maschinenpistolen bewaffnetes Streifenpaar, das längst diese Stelle hätte passieren sollen. Castros Wagen bremste scharf. Die ihm im nächsten Wagen folgenden Kämpfer erkannten die Gefahr und eröffneten sofort das Feuer. Auch im Schlafsaal fielen Schüsse. Und als gar die Alarmsirene aufheulte, da war das Überraschungsmoment endgültig vorüber, der Angriff gescheitert. Fidel Castro befahl den Rückzug . . .

Heute ist über die Treppe bei Posten 3 ein Museum zu erreichen. Gleich im ersten Raum steht ein Modell mit Justizpalast, Krankenhaus und Kaserne. Auch die Fahrzeuge der Angreifer sind dargestellt. Die Ereignisse des 26. Juli 1953 werden plastisch. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob dieser Sturm nicht vergebens war. Je weiter mich Hauptmann Carela und Leutnant Gonzales jedoch durch das Museum führen, um so eindeutiger wird mir selbst das „Nein" auf meine Frage. Gewiß, dieser Überfall vom 26. Juli 1953 scheiterte, aber das Signal zum Kampf gegen Batista wurde auf der ganzen Insel vernommen. „Damals entstand die ‚Bewegung des 26. Juli'", sagt Rafael Carela. Und Tosca Gonzales verweist auf die Jacht „Granma", mit der nur drei Jahre später 82 mutige Streiter unter Castros Führung erneut in der Provinz Oriente anlandeten und im Kampf – diesmal unterstützt vom kubanischen Volk – das Batistaregime besiegten.

Im Juli 1953 aber reagierte das erschreckte Militär auf den Angriff mit Blut und bestialischen Morden. Batistas Rache kostete 68 Menschen das Leben – beim Angriff waren nur drei gefallen. Meine Begleiter machen mich auf das Foto eines Batista-Leutnants aufmerksam. Es ist Pedro Sarria. Vier Tage nach dem Scheitern des Angriffs nahm er mit seinen Soldaten Fidel Castro und weitere sieben Kämpfer in den Bergen des Gran Piedra fest. Entgegen dem ausdrücklichen Befehl seiner Vorgesetzten verhinderte er, daß Fidel Castro ermordet wurde. „Las ideas no se matan – Die Gedanken lassen sich nicht töten", soll er seinen Soldaten zugerufen haben, als diese bereits die Waffen anlegten. Noch ein Dokument wird mir gezeigt. Die illegal verbreitete Schrift „La Historia me absolverá – Die Geschichte wird mich freisprechen". Es ist das Protokoll der vierstündigen Verteidigungsrede Castros im Strafprozeß. Sie wurde zur Anklage gegen das Regime und ~um Programm für neue Kämpte. Es bewahrheitete sich bereits vor Gericht, was Fidel Castro nach seiner Gefangennahme im Rundfunk gesagt hatte. Die Schergen hatten ihn dorthin geschleppt, damit er ob der blutigen Greueltaten den empörten Einwohnern bestätige, daß er noch am Leben sei. „Stellen Sie sich die Idiotie dieser Leute vor", hat er später einem Journalisten gesagt, „sie bitten mich, das Mikrofon in die Hand zu nehmen und vor ihnen meinen Standpunkt zu vertreten, vor ihnen, die mir in Anbetracht ihrer Verbrechen moralisch entwaffnet gegenüberstanden! Natürlich nahm ich das Mikrofon. Und genau in jener Minute begann die zweite Phase der Revolution."

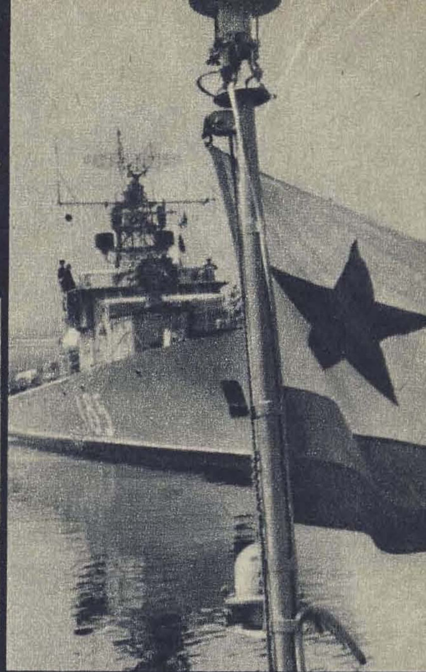
Wie begründet seine Worte waren, das hat die Geschichte bewiesen. Fünf Jahre, fünf Monate und fünf Tage nach dem Sturm auf die Kaserne Moncada siegte in Kuba die Revolution für immer. Die Erstürmung der Moncada, so erinnerte Fidel Castro auf dem I. Parteitag der Kommunistischen Partei Kubas im Dezember 1975, „wies den Weg und skizzierte das Programm für die nationale Befreiung, die unsere Heimat zum Sozialismus führt".

Als wir das Museum in der Moncada verlassen, besitze ich als liebenswerte Erinnerung ein Buch mit Kinderzeichnungen. Kubanische Jungen und Mädchen haben darin den Sturm auf das Curatel Moncada mit kindlicher Phantasie festgehalten. Diese jungen Zeichenkünstler, sie sind die jetzigen Herren der ehemaligen Zwingburg. Denn nur sechs Monate nach dem 2. Januar 1959, als die Kaserne kapitulierte, weil General Batista am Tage zuvor aus Kuba geflohen war, ergriffen die Kinder von ihr Besitz. So, wie es Fidel Castro versprochen hatte.

Mir ist der Abschied von Santiago de Cuba nicht leichtgefallen. Prächtige Freunde habe ich zurückgelassen. Und besser verstehe ich, warum die Feinde Kuba tödlich hassen. Das Beispiel der „La C[illegible]ıbre" am Anfang meines Berichtes ist kein Einzelfall. Leutnant Tosca Gonzales, mein Begleiter und Journalistenkollege, hat mir an manchem Abend davon erzählt, wie er als Offizier mit seiner Kompanie in unzugänglichen Landesteilen noch lange nach dem Sieg der Revolution gegen bewaffnete konterrevolutionäre Gruppen zum Kampf antreten mußte. Und auch die Intervention in der Schweinebucht von 1961 ist unvergessen.

SCHWARZMEER-MATROSEN









. . . unter den bulgarischen Nationalfarben gibt es erst seit 97 Jahren, obwohl die Geschichte des Volkes bis in die Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung zurückgeht. Es war der Russisch-Türkische Krieg von 1877/78, in dem die Bulgaren vom türkischen Joch befreit wurden. Und so kam es 1879 mit fünf Schiffen auch zur Gründung der bulgarischen Kriegsmarine – genau am 12. August, heute als Tag der Flotte im sozialistischen Bulgarien gefeiert. Die vorwiegend aus der Arbeiterklasse stammenden Matrosen waren stets führend an den revolutionären Kämpfen beteiligt. Iwan Sagubanoff trug mit Lenins „Iskra" den marxistischen Funken in die Flotte. 1903 entstand unter Leitung des Matrosen A. I. Kosinaroff der erste marxistische Zirkel in der Kriegsmarine. Im Sewastopol des Jahres 1918 schlug sich die Mannschaft des Kreuzers „Nadeshda" auf die Seite der Roten Matrosen der jungen Sowjetmacht. Mit einem Segelboot setzten bulgarische Matrosen ihren Georgi Dimitroff zur Sowjetunion über. Überall waren sie zu finden, wo es galt, die Sowjetunion zu verteidigen und die revolutionäre Entwicklung im eigenen Land zu fördern: 1923 beim Septemberaufstand, beim Kampf gegen den Faschismus im zweiten Weltkrieg und beim Volksaufstand vom 9. September 1944, der die Übergangsepoche zum Sozialismus einleitete. Heute leistet die bulgarische Flotte im Bündnissystem des Warschauer Vertrages ihren Beitrag zum Schutz und zur Verteidigung des Sozialismus. Auf modernen Überwasserschiffen und Unterseebooten dienend, folgt sie den revolutionären Traditionen der Matrosen I. Sagubanoff und A. I. Kosinaroff, allen Kämpfern für ein sozialistisches Bulgarien.



Was tun?

Gerd verläßt nie die Kompanie, ohne noch einmal auf dem Zimmer seiner Gruppe gewesen zu sein. Das hat er, wie vieles andere, von Schrader übernommen. Auch der Leutnant geht erst nach Hause, wenn er weiß, der Tag hinterläßt nichts Unerledigtes, der Abend wird für den Vorgesetzten ebenso ruhig verlaufen, wie für die Soldaten.
„Männer", wiederholt Schrader oft eindringlich vor den Gruppenführern, „auch wenn dieser Abendspaziergang durch die Stuben der Soldaten 'ne halbe Stunde und mehr dauert, macht ihn."
Wer Schraders Rat nicht befolgt, von dem verlangt der Zugführer schließlich diesen abendlichen Rundgang. Kein einziger Gruppenführer, der bisher entlassen worden war, hatte vergessen, sich bei Schrader für diese Sitte zum Abschied zu bedanken. In diesen Minuten kommt es auf die Ruhe an. Auf ein freundliches Nicken, auf einen Scherz. Es kommt auf eine persönliche Frage an oder auf einen hilfreichen Handgriff.
Und in diesen Minuten erfährt ein Vorgesetzter eher von besonderer Freude eines Soldaten oder über Niedergeschlagenheit und Enttäuschungen, als zu jeder anderen Tageszeit.
Gerd hat diesen Weg auch heute nicht ausgelassen. Obwohl er weiß, daß Gerda am Kasernentor auf ihn wartet. Mit Theresa. Er geht schneller. Bevor er die Treppe erreicht, wird er gerufen. Schrader will ihn sprechen. Der Leutnant sitzt hinter seinem Arbeitstisch. Auf seinem runden Gesicht entdeckt Gerd ein Lächeln, das etwas Verlegenes hat und gleichzeitig etwas Gespanntes. Der Leutnant läßt Gerd nicht aus den Augen. Sie kennen sich lange genug. Und Gerd weiß, daß der Leutnant, wenn er so lächelt, wenn er breit die Unterarme auf den Tisch stützt, etwas Wichtiges zu sagen hat. Gerd blickt aus dem Fenster, ehe er sich setzt. Gerda geht gegenüber dem Kasernentor unter den Linden auf und ab.
Schrader, der seinen Blick aus dem Fenster bemerkt hat, beugt sich ihm über den Tisch entgegen. Aber er sagt nichts. Er beißt auf der Unterlippe herum. Plötzlich steht er auf, nimmt seine Mütze und sagt: „Wir können auch unterwegs darüber reden. Da wartet Gerda nicht so lang." Auf der Treppe erklärt der Leutnant:
„Paß auf. Die Situation ist so: Der Spieß verläßt uns, für acht Wochen."
Gerd blickt Schrader an. Der Leutnant zuckt grinsend mit den Schultern, als entschuldige er sich für etwas, was er noch gar nicht gesagt hat.
Gerd fragt: „Und? Was hat das mit mir zu tun?"
„Stell' dich nicht dumm. Ich habe dich vorgeschlagen. Gerne geb' ich dich nicht her."
Gerd preßt die Kiefern aufeinander. Ein paar Schritte lang schweigen sie. Dann stößt Schrader ihm den Ellenbogen in die Seite und fordert:
„Los, sag was."
„Meinst du", erwidert Gerd leise, „meinst du, ich hab mich auf zehn Jahre verpflichtet, damit ihr mich hier wie 'nen diensthabenden Springer 'rumhetzt?"
„Wieso?"
„Wieso, wieso!"
Schrader bleibt zurück. Weil er, im Gegensatz zu Gerd, bei Erregung langsamer läuft. Gerd hört, wie der Leutnant seinen Schritt beschleunigt, um wieder aufzuschließen. Noch einmal fragt Schrader dabei: „Wieso?"
Jetzt ist alle Schärfe aus der Frage. Fast bittend klingt es. Und Gerd antwortet auch ruhiger: „Weil. . . Mann, da kann ich doch nach drei Jahren heimgehen. Da weiß ich wenigstens, was ich mache. Was ich bin. Im Werk, verdammt. Nicht Mädchen für alles. Wo grade mal einer fehlt."
„Du", knurrt Schrader, „dir ist das nicht befohlen worden. Gefragt hab' ich dich. Und durch mich fragt dich auch der Ko-Chef. Und du sollst ja nicht jetzt auf der Stelle ‚Ja' sagen."
Gerd winkt ab. „Doch dauernd was andres", entgegnet er. „Im neuen Ausbildungsjahr soll ich als Zugführer eingesetzt werden, weiß ich von dir und vom Ko-Chef. Aber jetzt. . ." Er winkt noch einmal ab.
„Hauptfeld, Gerd, es gibt keine bessere Vorbereitung auf den Zugführer."
„Wie lange warst du's?"
Schrader antwortet: „Nicht einen Tag. Aber ich bin von der Offiziershochschule gekommen."
„Soll das ein Vorwurf sein?"
„Mann, was ist denn mit dir los?"
„Warum könnt ihr mich nicht in Ruhe lassen! Dauernd wollt ihr was von mir. Immer von mir!"
„Ich habe immer angenommen, du gehörst zu denen. . ."
Sie erreichen das Kasernentor und unterbrechen ihr Gespräch. Schrader setzt es fort, als sie die Straße überqueren.
„Denk' also drüber nach", sagt der Leutnant.
„Bis wann?"
„Morgen!"
„Wieder ein versauter Abend."
„Achje!" sagt Schrader und hebt die Schultern. Er winkt leicht ab, hebt die Hand kurz an die Mütze, winkt Gerda zu und geht. Achje! Mehr nicht. Er geht, als hätte er selber schon viel wichtigere Entscheidungen treffen müssen. Als wäre die, die er eben von Gerd verlangt hat, eigentlich etwas Lächerliches. So geht er. In eine schmale Kopfsteingasse hinein, die keinen Bürgersteig hat. Aus der Gasse kommt Kühle und Stille. Schraders Umrisse werden vom Schatten der Gasse fast aufgeschluckt. Nur die hellere Bluse ist eine Weile länger zu sehen. Für einen Augenblick nimmt Schrader seine Mütze ab und wischt mit dem Unterarm über die Stirn. Die Bewegung hat etwas Müdes.
„Hallo!" Gerda steht neben ihm. Für einen Moment drückt sie ihren Kopf an seine Schulter und blickt mit ihm in die Gasse hinein. An deren Ende tritt Schrader plötzlich ins Licht und ist für Augenblicke noch einmal ganz nah.
„Habt ihr euch gestritten?" fragt sie. Er schüttelt den Kopf.
„Sieht aber so aus."
„Er hat mir eben gesagt, daß ich Hauptfeldwebel machen soll. Für acht Wochen."
„So", sagt Gerda, „na und?" Es klingt gleichgültig. Er blickt ihr ins Gesicht. Das ist nachdenklich. Immer noch in die Gasse gerichtet, obwohl Schrader gar nicht mehr zu sehen ist.
„So", sagt sie noch einmal und hebt leicht die Schultern. Scheint ihr völlig egal zu sein, was er hier macht. Sie beugt sich über Theresa und zieht ihr die Decke über die Beine. Dabei sagt sie: „Ich habe eine hübsche Stehlampe entdeckt und zurückstellen

Gerd UND Gerda



lassen, mit graugrünem Schirm, weißt du. Und sie paßt doll zu den Sesseln und zur Liege. Einwandfrei."
Stehlampe! Stehlampe! Als wäre das was! Doch völlig unwichtig.
Gerda knufft ihn in die Seite, bittet: „Komm, ja?"
Warum eigentlich nicht. Warum den Abend versaun lassen. Gerd will auf einmal die Entscheidung schnell los sein. Er zieht einen Groschen aus der Hosentasche und erklärt: „Wappen ist Spieß. Zahl ist nicht Spieß."
Er gibt Gerda das Geldstück. Sie nimmt es lächelnd. Schließlich wirft sie den Groschen hoch. Er schlägt auf die Gehwegplatte, rollt ein Stück zum Bordstein hin. Plötzlich tritt Gerda auf das Geldstück und läßt den Fuß über ihm. Ihr Gesicht ist so nachdenklich wie vorhin, als sie Schrader nachsah. Leise fragt sie: „Du, ist dir das wirklich so egal, was du hier machst? Das kann dir doch nicht so egal sein?"
Sie hebt den Groschen auf, wischt ihn zwischen den Fingerspitzen ein wenig ab und schiebt ihn in die Tasche ihrer Jeans. Alles, ohne Gerd aus den Augen zu lassen.
„Komm", sagt sie dann, „holen wir erst mal die Lampe? Sie gefällt dir bestimmt, wetten?"
Sie greift nach seiner Hand, drückt sie. Gerd wischt mit zwei Fingern der anderen Hand über Gerdas Nase, auf der über den Sommersprossen feine Schweißperlen stehen.
„Ja, komm", sagt er, „holen wir erst mal die Lampe."

Oberstleutnant Walter Flegel


DSR
Dein
Arbeitsplatz-
ein Schiff der Handelsflotte!



Wiederbeleben will die seit Ende vergangenen Jahres im Amt befindliche konservative Regierung Neuseelands den ANZUS-Militärpakt mit den USA und Australien. Dazu wurde ein bedeutender Flottenverband zu dem Manöver „Tapferes Erbe" vor die Südwestküste Nordamerikas entsandt und zudem offiziell mitgeteilt, daß die neuseeländischen Häfen künftig wieder für Kriegsschiffe „befreundeter Länder" – darunter auch für amerikanische Atom-U-Boote – geöffnet würden. Die Regierung in Wellington stimmte dem Einsatz atomgetriebener USA-Schiffe sowie der Stationierung von Kernwaffen im Stillen Ozean zu. Und schließlich machte sie den Beschluß der vorherigen Labourregierung rückgängig, die in Singapur stationierten Truppen des Landes abzuziehen.

USA-Truppen im Ausland

517000 US-amerikanische Soldaten und Matrosen sind außerhalb der eigenen Landesgrenzen stationiert. Westlichen Angaben zufolge sind die wichtigsten Truppenkontingente wie folgt verteilt:

BRD	220000 Mann
Japan	48000 „
Südkorea	42000 „
Europäische Gewässer	30000 „
Asiatische Gewässer	28000 „
Großbritannien	21000 „
Philippinen	15000 „
Italien	12000 „
Guam	10000 „
Panama-Kanalzone	10000 „
Spanien	9000 „
Türkei	7000 „
Puerto Rico	5000 „
Griechenland	4000 „
Taiwan	4000 „
Island	3000 „
Guantanamo (Kuba)	3000 „
Niederlande	2000 „
Portugal	2000 „
Belgien	2000 „
Kanada	2000 „

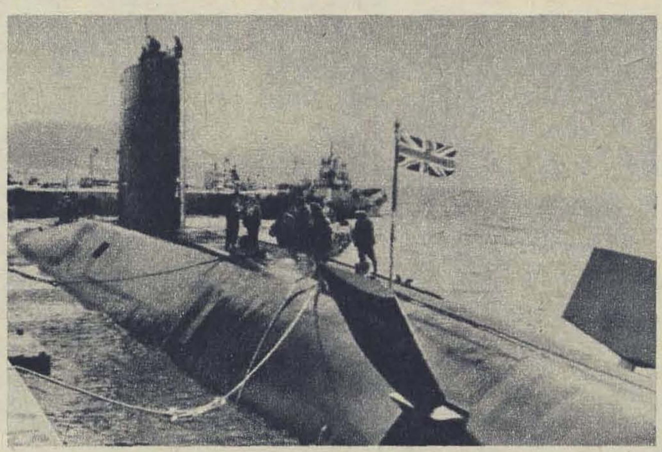
Militärisches Interesse zeigen die USA für die 2500 km nordwestlich der australischen Hafenstadt Perth und etwa 1100 km südwestlich von Java gelegenen Cocosinseln. John Clunis-Ross hat dort eine Art Sklavenhalterregime errichtet. Eine der 27 Inseln trägt bereits einen australischen Luftwaffenstützpunkt. Bisher war „King John", wie sich der Herrscher gern nennt, trotz eines Angebotes von 3,5 Mio australischer Dollar nicht bereit, die Inselgruppe zu verkaufen. Da jedoch die USA den australischen Stützpunkt nicht nur mitbenutzen, sondern einige Inseln direkt in ihre militärischen Pläne einbeziehen wollen, kann der Nachkomme eines schottischen Abenteurers sicher bald mit einem höheren Angebot aus Washington rechnen.

Norwegens Flotte, in der 8000 Mann dienen, verfügt über 91 Schiffe. Darunter befinden sich 15 U-Boote der „Kobben"-Klasse (611 t), 5 Fregatten der „Oslo"-Klasse (1760 t), 20 Schnellboote, zwei Korvetten der „Sleipner"-Klasse (730 t), 20 Kanonenboote, 10 Küstenminensuchboote, 4 Minenleger und 7 Landungsboote. Zur sogenannten Seeheimwehr gehören ferner eine Anzahl bewaffneter Fischereifahrzeuge. Landgestützte Artillerie-, Lenkwaffen- und Torpedobasen wirken mit der Marine zusammen; verschiedene Einheiten der Küstenartillerie verfügen über Stellungen, die in Felsen hineingesprengt worden sind.

Das Atom-U-Boot „Tiger", auf unserem Bild in der Tafelbucht von Kapstadt, ist eines der vier maritimen Kernwaffeneinsatzmittel Englands. Jedes dieser U-Boote ist mit 16 Polaris-Raketen bestückt. Insgesamt gehören weit über 100 größere Kampfschiffe und -boote zu den britischen Seestreitkräften. Einschließlich der Marineinfanterie dienen in ihnen 72400 Männer und 3700 Frauen. Die Zahl der ausgebildeten Reservisten beträgt 36000.

Maultier-Prämien werden in der Schweiz für die Haltung von für den Militärdienst tauglichen Maultieren gezahlt. Bis 1979 werden dafür 20 Mio Franken bereitgestellt. Ausgehend von dem „Leitbild der Armee für die achtziger Jahre" ist ein Bestand von mindestens 6000 Maultieren vorgesehen.

Vom Hauptquartier der rhodesischen Streitkräfte in Salisbury wird die militärische Unterdrückung der 5,8 Mio Afrikaner Simbabwes geleitet. Den Generalen des Smith-Regimes stehen dafür im Finanzjahr 1975/76 genau 60,25 Mio rhodesische Dollar zur Verfügung, das sind 40,23 Mio mehr als 1971/72. Die Ausgaben für die Polizeikräfte erhöhten sich im gleichen Zeitraum von 16,74 auf 35,19 Mio rhodesische Dollar. Gegenwärtig stehen zwischen Salisbury und Plumtree fast 14000 Mann unter Waffen. Hinzu kommt eine polizeiähnliche Territorialarmee von 10000 Mann. Außerdem kann die weiße Minderheitsregierung auf 35000 ausgebildete Reservisten zurückgreifen. In letzter Zeit wurden nicht nur verstärkt Reservisten einberufen, sondern auch Militärangehörige im Ruhestand. Sie sollen insbesondere die in der Art von Konzentrationslagern angelegten „strategischen Dörfer" im Grenzgebiet zu Moçambique bewachen.



Unterwegs von Leskovac nach Pirot, machten wir in dem Städtchen Vlasotinci Rast, um zu übernachten. Es war erst zwei Tage vorher von deutschen Okkupanten gesäubert worden, aber die kleine Schenke, in der wir unser Abendbrot einnahmen und bis lange nach Mitternacht sitzen blieben, trug bereits den Namen „Café Stalingrad".

Die hochtrabende Bezeichnung, die mit roter Farbe quer über das gesprungene und mit Papier überklebte Glas des einzigen Fensters gemalt war, wirkte naiv und rührend; sie machte einen unwillkürlich lächeln.

Wir waren fünfzehn Männer. Der Wirt hatte für uns die drei klobigen Holztische des „Cafés" zusammengerückt. Für uns war das Abendbrot auch Frühstück und Mittagessen, denn wir hatten seit dem Vortage nichts gegessen. Die Mahlzeit zog sich gute zwei Stunden hin. Nach dem Fleischgericht mit Paprika, der sich in den verschiedensten Varianten durch das ganze Menü zog, blieben wir noch lange sitzen, um uns an dem großen offenen Herd zu wärmen und mit Vergnügen unsere vom Paprika verbrannten Kehlen mit säuerlichem Weißwein zu spülen.

Brigadekommandeur Major Simić, der einen vollen Krug vom Tisch genommen hatte, hielt ihn mit leichter Hand hoch, drehte und neigte ihn dabei auf eine besondere Weise, wobei er den dünnen Strahl direkt mit dem Mund auffing. Dann hob er den Weinkrug höher und höher, immer noch floß ihm der Wein direkt in die Kehle.

Als Simić den Krug auf die Tischplatte zurückstellte, wandte sich der schweigsame russische Hauptmann, der zur Errichtung eines Flugplatzes in die Stadt gekommen war, an ihn.

„Sie waren gewiß in Spanien?" fragte er.

„Ja", erwiderte Simić.

„Dort trinken sie den Wein alle so."

Bandera

Erzählung von Konstantin Simonow • Illustration: Karl Fischer



Der Hauptmann steckte sich eine Zigarette an und hüllte sich wieder in Schweigen.
Lange starrte Simić in das flackernde Herdfeuer und sagte dann nachdenklich zu mir: „Im Feuer sieht man immer irgendwelche Bilder."
„Bilder? Wieso?"
„Ja. Man schaut vor sich hin, und schon überkommen einen die Erinnerungen. Das flackernde Feuer gemahnt einen immer an etwas. Jetzt sind es lauter Zungen. Sie sehen aus wie die Berge bei Santander, und die Scheite prasseln, als peitschten Schüsse."
Sein mir zugewandtes Gesicht wurde bei den letzten Worten traurig.
Ich fragte: „Waren Sie in den letzten Tagen von Santander dabei?"
„Und manchmal", fuhr er fort, als habe er meine Frage überhört, „manchmal sieht man im Feuer das Gesicht eines Menschen, der nicht mehr unter uns weilt. Das ist dann schon reine Phantasie, weil das Feuer gar keine Ähnlichkeit mit einem Menschenantlitz hat. Und doch sieht man's... Ja, ich habe die letzten Tage von Santander erlebt, und ich mußte gerade an einen Mann denken, mit dem ich dort in der Internationalen Brigade war."
Simić war nicht gerade gesprächig, aber ich hatte bereits bemerkt, daß er gewöhnlich alles, was ihm auf dem Herzen lag, aussprach, sobald er einmal davon angefangen hatte. Also harrte ich schweigend der Fortsetzung seiner Erzählung.
„Ich befehligte dort eine Batterie, und er war Geschützführer bei mir", fuhr Simić nach einer langen Pause fort. „Er war Bulgare und hieß Popow. Eigentlich führte er dort einen anderen Namen, aber das spielt keine Rolle; ich kannte seinen richtigen.
Am letzten Tag hatten wir von vier Geschützen nur noch zwei. Alle Pferde waren bei einem Bom-



benangriff draufgegangen, und wir brachten die Kanonen selbst in Stellung. Aber mitnehmen konnten wir sie nicht, kein Gedanke daran. Es war spanischer Winter – Regen und Schlamm."
„Ja, im Winter ist der Schlamm dort scheußlich", meldete sich der russische Hauptmann ein zweites Mal, verstummte aber ebenso plötzlich wieder und wandte sich ab, als habe er diese Worte gar nicht gesprochen, sondern irgendein anderer.
„Stimmt genau", sagte Simić. „Der Schlamm ist entsetzlich. Bald wurde mir noch eine weitere Kanone zertrümmert, die Bedienung kam um. Da ging ich zu Popow, dessen Geschütz unsere letzte Hoffnung war.
Zu diesem Zeitpunkt griffen deutsche Panzer und Marokkaner an. Wir beschossen sie. Popow hatte nur noch einen Mann und mich. Wir brachten die Granaten und luden, Popow feuerte. Als der dritte Mann gefallen war, blieb ich mit Popow im strömenden Regen allein. Popow hatte seine Lederjacke schon abgelegt, als ich zu ihm ging. Nun riß er sich noch das Hemd vom Leibe. Halbnackt und schwitzend feuerte er weiter.
Bald darauf hatten wir einen Panzer in Brand geschossen und wohl noch einen, aber uns waren nur noch drei Granaten geblieben.
Da drehte sich Popow vom Geschütz weg, bückte sich und holte einen zur Hälfte in der Erde eingegrabenen Krug Bier hervor.
‚Eine Hitze ist das, was, Pablo?' sagte er. Sie nannten mich dort alle so – Pablo.
Er trank auf spanische Art aus dem Krug, so wie ich vorhin, schluckte gierig und sagte immer wieder: ‚Heiß ist's, was Pablo?'
Der Regen rann ihm über den Körper.
Auch ich trank von dem Bier. Dann verschossen wir die letzten drei Granaten.
Popow wurde verwundet und fiel, in die Brust getroffen, zu Boden. Ich zog den Verschluß aus dem Geschütz, warf ihn weit von mir und lud Popow auf meinen Rücken.
Er sagte zu mir, was viele in solchen Situationen sagen: ‚Höre, Pablo. Laß mich zurück!' Und fluchte in allen drei Sprachen, die er kannte.
Aber ich schleppte ihn bis zu einer Schlucht und stieg hinab. Dort lasen uns Republikaner auf, denn auch ich war verwundet. Er wurde mit dem letzten Schub aus Santander abtransportiert. Ich blieb, denn ich war nur leicht verwundet.
‚Danke, Pablo, Danke für alles. Leb wohl!' sagte er zu mir, als man ihn davontrug.
‚Wieso Lebewohl? Wir sehen uns schon noch', antwortete ich, obwohl ich selbst nicht glaubte, daß wir uns noch einmal begegnen würden."
Simić schwieg lange. Verbissen stocherte er mit dem Feuerhaken in der Glut des Herdes herum. Dann sprach er zornig weiter.
„Wie konnte ich auch erwarten, daß wir uns je wiedersehen würden! Ich gehörte zu denen, die in Spanien den Kelch bis zur Neige leerten. In Europa wollten sie ja damals noch nicht begreifen, was Faschismus bedeutet. Ich ging über die französische Grenze, saß zwei Jahre in einem französischen Konzentrationslager, entfloh, geriet dann in ein deutsches KZ und floh wiederum. Wie sollte ich ahnen, daß wir uns noch einmal begegnen würden? Das konnte damals niemand voraussagen..."
Wieder fuhr er wie wild mit dem Feuerhaken in die Herdglut, als wolle er die unstillbare Bitternis seiner Erinnerung an ihr auslassen. Nachdem er alle Kohlestücken zerkleinert hatte, sagte er ruhig:
„So. Nun wird es kein Kohlengas geben... Vor einem halben Jahr wurde ich als Brigadekommandeur nach Nordmazedonien versetzt. Dort stand es damals schlecht, und es wurden viele hingeschickt. Ich ging zu Fuß über die Berge und kam am Abend des zwölften Tages dort an, müde und schlechter gelaunt als sonst.
Der Stabschef schilderte mir die Lage, die schon im ganzen Vormonat miserabel gewesen war. Zum Schluß endlich hatte er sich noch eine unangenehme Nachricht aufgehoben. Er sagte mir, daß von den drei Bataillonskommandeuren zwei ausgefallen seien, einer war getötet, der andere gestern schwer verwundet worden.
‚Wo ist er?'
‚Begraben.'
‚Nein, ich meine den Verwundeten.'
‚Hier, im Nachbarhaus.'
Ich bat, man möge mich zu dem Verwundeten führen. Das Dorf war zweimal in den Händen der Deutschen gewesen, und nun standen hier nur noch Ruinen. Das Haus, das ich betrat, hatte weder Türen noch Fensterrahmen; von den Dachresten troff der Regen direkt auf den Lehmfußboden nieder. Der Verwundete lag in einer Ecke auf einer Strohschütte, er war bis an den Hals mit zwei Militärmänteln zugedeckt. Sein Atem ging heiser und pfeifend, er drang durch das ganze Haus.
‚Lungenschuß?' fragte ich leise.
‚Ja', erwiderte der Stabschef.
Der Verwundete stöhnte und murmelte rasch etwas vor sich hin. Ich beugte mich zu ihm hinab, um besser verstehen zu können.
‚Er phantasiert im Fieber', sagte der Stabschef. ‚Wirst ihn nicht verstehen. Zwar spricht er gut serbisch, aber wenn er phantasiert, tut er das in seiner Muttersprache. Er ist Bulgare.'
‚Ist er schon lange in der Brigade?' forschte ich.
‚Ein Jahr wird's sein. Ist über die Grenze zu uns gekommen. Zuerst als einfacher Soldat. Ein tapferer Mann.'
Der Verwundete regte sich im Stroh, öffnete die Augen. Als ich sein gequältes, mit kaltem Schweiß bedecktes Gesicht sah, erkannte ich ihn.



‚Popow!' rief ich.
‚Ach, Pablo', sagte er ruhig. Daß er im Sterben lag, erkannte ich daran, daß er sich gar nicht über mein plötzliches Erscheinen wunderte.
‚Setz dich', sagte er. ‚Aber leg den Mantel unter, hier ist's feucht.'
Ich ließ mich neben ihm nieder, drückte seine fieberheiße Hand und sagte, ich sei als Brigadekommandeur eingesetzt, und er werde unter meinem Kommando stehen.
Er erwiderte nichts. Er wußte, daß er unter niemandes Kommando mehr stehen würde.
Eine Weile verharrten wir stumm nebeneinander. Dann richtete er sich ein wenig auf und sagte:
‚Wieder in die Brust... Wie damals. Und – weißt du, es war wieder ein Panzer.'
‚Ein schwerer Panzer', mischte sich der Stabschef in unser Gespräch. ‚Er selbst hat das Geschütz bedient und den Panzer in Brand geschossen. Er wird es dir erzählen.' Und zu Popow gewandt, bat er, mir den Vorgang genau zu schildern.
Doch Popow antwortete nicht. Das alles lag wohl schon weiter hinter ihm und interessierte ihn kaum noch. Nach kurzer Pause berührte er meine Hand und sagte leise:
‚Hast wohl nicht damit gerechnet, mich hier zu treffen?'
‚Wieso?'
‚Natürlich, hast mich nicht hier vermutet', beharrte er weiter. ‚Ich bin doch Bulgare.'
‚Du bist Antifaschist', wandte ich ein.
‚Jaja, das stimmt schon', flüsterte er hitzig, und die Kraft, mit der er plötzlich meine Hand drückte, gab mir die Gewißheit, daß er nun von dem einzigen sprechen würde, was ihn in diesen Minuten noch bewegte.
‚Jaja', wiederholte er. ‚Aber du sollst nicht glauben, was man über unser Volk sagt, weil dieses verfluchte bulgarische Expeditionskorps hier in Mazedonien steht.'*)
‚Über das Volk spricht man nicht', entgegnete ich.
‚Doch, man spricht darüber', flüsterte er. ‚Diese Bulgaren, heißt es, diese Bulgaren! Auch über mich haben sie geredet, solange ich noch lebte.'
Der Gedanke an den Tod hatte ihn schon so tief erfaßt, daß er von sich bereits in der Vergangenheit sprach.
‚Ein guter Kerl, sagen sie, wenn er auch ein Bulgare ist; und tapfer ist er, obwohl er Bulgare ist... So geht das nicht! Dimitroff ist doch auch Bulgare. Und die Faschisten dort unten in Sofia, die werden wir erschießen. Weißt du noch, wie wir die von der Fünften Kolonne erschossen haben, in Cordoba? Entsinnst du dich?'
‚Ja', sagte ich.
Er richtete sich noch höher auf, sah mir mit fiebrig glänzendem Blick in die Augen, wartete einen quälenden Hustenanfall ab und sagte dann laut:
‚Der Panzer war der gleiche wie damals, und geregnet hat es auch. Nur Bier gab's nicht, weißt du, das aus dem Krug.' Dann sank er auf sein Strohlager zurück, schloß die Augen und bat: ‚Hör mal, Pablo. Sing Bandera roja.'**)
Ich schwieg verwirrt, doch er drängte: Sing!
Es war seltsam, daß ich hier, in dieser zerstörten mazedonischen Bauernkate, plötzlich das altvertraute Lied der spanischen Republikaner singen sollte, aber ich wagte nicht, es ihm abzuschlagen, und sang eine Strophe.
‚Weiter', sagte er.
‚Weiter kann ich es nicht mehr.'
‚Aber ich.' Er sang, wurde aber wieder vom Husten gepeinigt. ‚Nein, ich kann nicht singen. Aber trotzdem haben wir zwei, Pablo', fuhr er nach langer Pause fort, ‚nicht aus einer Kanone geschossen, damit jetzt dieses verfluchte Expeditionskorps hier sitzen darf. Nein, dafür haben wir nicht gekämpft', wiederholte er mit unverhohlener Bitternis und Qual. ‚So kann es nicht weitergehen!'
Das waren die letzten Worte, die ich von ihm vernahm. Er drehte sich zur Wand und atmete schwer mit seinen zerschossenen Lungen. Ich weiß nicht, mochte er nicht länger mit mir sprechen, oder fehlte ihm die Kraft dazu? Eine Stunde später starb er."
„Sehen Sie", wandte sich Simić an den russischen Hauptmann, „an ihn dachte ich, als Sie mich nach Spanien fragten. Sie waren gewiß auch dort?"
Der Hauptmann lächelte zum ersten Mal an diesem Abend.
„Wie soll ich es Ihnen erklären... Aber die ‚Bandera roja' erinnert mich an meine Jugend, und ich würde es wohl auch nicht ablehnen, sie vor meinem Tode zu hören."
„Ist das ein Rauch hier!" sagte Simić.
„Kommen Sie, gehen wir ein wenig an die Luft.
Wir traten zur Tür hinaus in die helle Mondnacht. Auf der Chaussee nach Nis rückten ununterbrochen Truppen vor. Da marschierte jugoslawische Infanterie, gefolgt von stumpfnasigen „Renault"-Lastwagen, an denen kurze bulgarische Feldgeschütze angehängt waren. Bulgarische und jugoslawische Soldaten schritten vorbei, sich leise unterhaltend und mit den Waffen klirrend. Hier und da flammten die roten Pünktchen der Zigaretten auf.
„Popow hat recht behalten", sagte ich zu Simić.
„Es konnte so nicht weitergehen."
„Ja", versetzte Simić einfach. „Obwohl es damals schien, als würde dieser Tag noch lange auf sich warten lassen."

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer

*) *Die damalige Regierung Bulgariens kollaborierte mit den Hitlerfaschisten; sie wurde im September 1944 durch einen Volksaufstand gestürzt.*
**) *Bandera roja (span.) – rote Fahne*

Flieger Peter und Sabine ...

parken hier auf der Allee.
Der Soldat möcht' gern ins Grüne,
aber sie will an den See.

Sie agiert mit Weibestücke
und strategisch sehr gekonnt,
wirft die allerschönsten Blicke
gruppenweise an die Front.





Verse: H. Krause



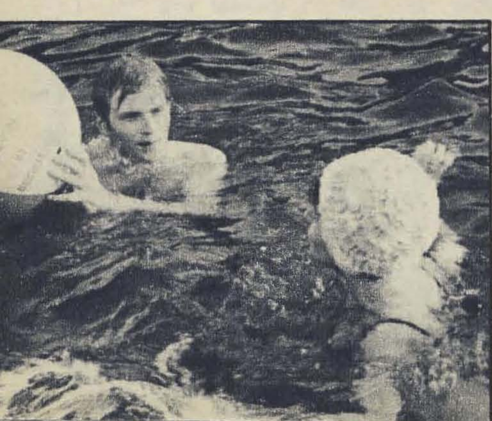
Ohne Mitleid und Erbarmen
schlägt sie seine Heeresmacht,
und gewinnt mit weichen Armen
schließlich die Umfassungsschlacht.

Er ergibt sich, doch im stillen
denkt er: Ich bin Diplomat.
Um des lieben Friedens willen
unterschreib ich dein Diktat.

Er verzichtet auf die grüne
Wiese, weich und blumenreich,
und dann rollert er mit Bine
kurz entschlossen an den Teich.

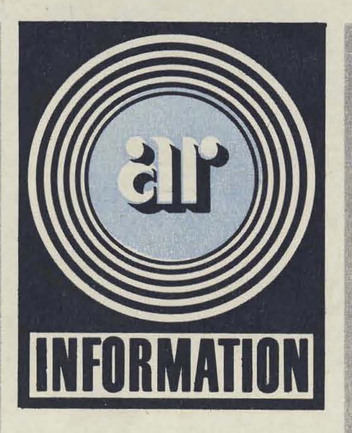
Sie gewährt ihm höchste Gnade.
Er benimmt sich heldenhaft
und genießt, wenn auch beim Bade,
glücklich die Gefangenschaft.





Urlaub und Ausgang

Beides spielt keine geringe Rolle im Soldatenleben. Und ebenso kreisen die Gedanken der Eltern, der Ehefrau, der Kinder, der Verlobten oder der Freundin nicht selten um das damit verbundene Wiedersehen. Doch so sehr es vom einzelnen ersehnt wird, darf zugleich nicht vergessen werden, daß im Vordergrund der militärische Klassenauftrag und die Sicherung einer ständig hohen Gefechtsbereitschaft stehen. Ausgehend davon informiert AR nachstehend über die wichtigsten in der Urlaubsordnung enthaltenen Regelungen für die Nationale Volksarmee und die Grenztruppen der DDR.



Erholungsurlaub

Jeder Angehörige unserer Streitkräfte hat einen Rechtsanspruch auf Erholungsurlaub; seine Höhe richtet sich nach dem Dienstverhältnis und dem Dienstalter.
Ein wehrpflichtiger Soldat bekommt für die Dauer des achtzehnmonatigen Grundwehrdienstes 18 Tage Erholungsurlaub. Dabei werden keine Sonn- und gesetzlichen Feiertage mitgerechnet, ebenso nicht solche dienstfreien Tage wie sie die im ständigen Dienstsystem – beispielsweise in den Grenzkompanien – eingesetzten Genossen erhalten. Der Erholungsurlaub wird grundsätzlich für geschlossene Einheiten, ab Gruppe bis einschließlich Kompanie, geplant und gewährt. Im Interesse von Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft kann folglich nicht jeder in Urlaub fahren, wann er will. Zumeist gibt es in jedem Diensthalbjahr einmal Erholungsurlaub, der am Freitag nach Dienst beginnt und am darauffolgenden Donnerstag um 24.00 Uhr endet. Auf der Urlaubskartei werden dafür 5 Tage abgebucht.
Wer als Soldat oder Unteroffizier auf Zeit, Berufsunteroffizier, Fähnrich oder Berufsoffizier freiwillig länger dient, bekommt entsprechend mehr Erholungsurlaub. Die genauen Ansprüche sind aus unserer Tabelle ersichtlich.

Verlängerter Kurzurlaub

Für Soldaten im Grundwehrdienst gibt es in der Regel zusätzlich zum oben genannten Erholungsurlaub je Halbjahr einmal verlängerten Kurzurlaub von Freitag nach Dienst bis Montag um 24.00 Uhr. Dabei wird ein Tag Erholungsurlaub angerechnet.
Bei den Zeit- und Berufssoldaten regelt sich das wie folgt: Sofern sie nicht am Standort wohnen und folglich nicht jeden Tag nach Hause gehen können, bekommen Soldaten und Unteroffiziere auf Zeit fünfmal und Berufssoldaten (außer Offiziersschülern) neunmal jährlich von Freitag nach Dienst bis Dienstag zum Dienst verlängerten Kurzurlaub. Es geht hierbei jeweils ein Tag vom Erholungsurlaub ab; wird allerdings im Jahr mehr als fünf- bzw. neunmal VKU gewährt, so sind alle Kalendertage auf den Erholungsurlaub anzurechnen.
Offiziersschüler an der OHS können einmal im Vierteljahr von Freitag nach Dienst bis Mittwoch zum Dienst in verlängerten Kurzurlaub fahren – und zwar unter Anrechnung von 3 Tagen Erholungsurlaub; eine Ausnahme bildet das Quartal, in dem sie ihren normalen Erholungsurlaub nehmen. Zudem können sie entweder zu Ostern bzw. Pfingsten oder zu Weihnachten bzw. Neujahr auf vier Tage die Reise nach Hause antreten.
Für Offiziersschüler in der Berufsausbildung gibt es im Lehrjahr fünfmal verlängerten Kurzurlaub: Dreimal von Freitag nach Dienst bis Mittwoch zum Dienst unter Anrechnung von je drei Tagen Erholungsurlaub und zweimal in Verbindung mit Feiertagen unter Anrechnung von je einem Tag Erholungsurlaub (Ostern von Donnerstag nach Dienst bis Dienstag zum Dienst oder Pfingsten von Freitag nach Dienst bis Mittwoch zum Dienst sowie Weihnachten vom 23. 12. nach Dienst bis 28. 12. zum Dienst oder Neujahr vom 30. 12. nach Dienst bis 04. 01. zum Dienst).
Offiziersschüler in der Hochschulreifeausbildung bekommen verlängerten Kurzurlaub geschlossen zu einheitlichen Terminen, die ent-

sprechend dem Ausbildungsablauf gesondert festgelegt werden.

Kurzurlaub

Der Kurzurlaub beginnt grundsätzlich sonnabends nach Dienst und endet für Soldaten im Grundwehrdienst am Sonntag um 24.00 Uhr, für Zeit- und Berufssoldaten am Montag zum Dienst. Die Gewährung von Kurzurlaub setzt voraus, daß der Armeeangehörige seine ihm übertragenen Aufgaben erfüllt hat und sein gesamtes Verhalten den militärischen Forderungen entspricht. Selbstverständlich ist auch hier die Sicherung der ständigen Gefechtsbereitschaft zu berücksichtigen; dabei spielt unter anderem eine Rolle, wieviel Genossen bereits auf andere Weise – also durch Erholungsurlaub oder verlängerten Kurzurlaub – beurlaubt und demzufolge nicht anwesend sind.
Offiziersschüler in der Berufs- und Hochschulreifeausbildung können Kurzurlaub von Sonnabend nach Dienst bis Montag zum Dienst oder vom Tag vor einem gesetzlichen Feiertag (nach Dienst) bis zum Tag nach dem bzw. den gesetzlichen Feiertagen (zum Dienst) bekommen.

Sonderurlaub

Der Name sagt bereits, daß es sich hierbei um Urlaub außer der Reihe handelt. Und zwar entweder als Belobigung für hervorragende Leistungen oder zu besonderen Anlässen bzw. bei außergewöhnlichen Ereignissen.
Was aber sind besondere Anlässe und außergewöhnliche Ereignisse, die Sonderurlaub rechtfertigen?
Das wäre zunächst die sozialistische Namensgebung, Jugendweihe oder Heirat der eigenen Kinder; ferner die schwere Erkrankung oder der Tod von Geschwistern, Großeltern, Schwiegereltern, -töchtern und -söhnen. Dafür können die Kommandeure bis zu 3 Tagen Sonderurlaub genehmigen. Das betrifft gleichermaßen die Vorbereitung. oder den Abschluß von Arbeitsverträgen für vor ihrer Entlassung stehende Berufssoldaten bzw. Soldaten und Unteroffiziere auf Zeit, sofern aus ihrer Zeit vor Antritt des Wehrdienstes kein Arbeitsrechtsverhältnis besteht.
Sonderurlaub bis zu 5 Tagen kann in folgenden Fällen gewährt werden:

1. Eigene Hochzeit.
2. Entbindung der Ehefrau.
3. Eigener Umzug.
4. Schwere Erkrankung oder Tod eines eigenen Kindes bzw. Elternteils oder eines zum Haushalt gehörenden Familienangehörigen.
5. Katastrophen, die den eigenen Hausstand betreffen, wie Brand- oder Hochwasserschäden.
6. Erkrankung eines zum Haushalt gehörenden Kindes, dessen Krankenhausbehandlung nicht notwendig oder unmöglich ist und dessen Pflege, Unterbringung und Versorgung weder durch andere Familienangehörige noch durch andere Personen möglich ist.
7. Erkrankung eines Ehegatten, wenn kein anderer Familienangehöriger oder keine andere Person die Pflege, Unterbringung und Versorgung übernehmen kann.
8. Einlieferung eines Ehegatten ins Krankenhaus, wenn die Versorgung und Unterbringung der Kinder durch andere Familienangehörige oder andere Personen nicht möglich ist.

Die Sachlage muß entweder mit dem Urlaubsantrag oder nach Rückkehr vom Urlaub durch entsprechende Dokumente belegt werden. Tritt einer der letztgenannten Fälle während des normalen Urlaubs ein, so kann sich der Armeeangehörige auch an den Standortältesten (Leiter des Wehrkreiskommandos) wenden und dort um Sonderurlaub nachsuchen. Die Genehmigung wird auf dem Urlaubsschein vermerkt; die Verständigung der Einheit des Urlaubers erfolgt durch den Standortältesten.
Es versteht sich gewiß von selbst, daß jeder Kommandeur vor der Gewährung von Sonderurlaub die konkrete Situation einschätzt. So wird es möglicherweise bei der Hochzeit am oder in unmittelbarer Nähe des Standortes nicht nötig sein, 5 Tage Sonderurlaub zu geben; anders sieht es aus, wenn der Bräutigam allein schon zehn oder fünfzehn Stunden fahren muß, um an den Ort des Geschehens zu kommen. Außerdem sei gesagt, daß es Sonderurlaub zu besonderen Anlässen und bei außergewöhnlichen Ereignissen nicht im Nachhinein gibt. Wer also in seinem normalen Urlaub heiratet, kann nicht nachträglich um Sonderurlaub bitten. Bei Sonderurlaub der eben genannten Art zählt jeder Kalendertag, also auch Sonn- und gesetzliche Feiertage.

Dienstbefreiung

Eine zeitweilige Dienstbefreiung ist nur in Ausnahmefällen möglich. Sie kann aus den im vorigen Abschnitt unter Punkt 6 bis 8 genannten Gründen beantragt werden, sofern 5 Tage Sonderurlaub dafür nicht ausreichen. Die Sachlage ist durch ärztliche bzw. durch eine andere amtliche Bescheinigung zu belegen.

Urlaub für Reservisten

Während des Reservistenwehrdienstes gibt es keinen Erholungsurlaub. Kurzurlaub wird bei einer Zeitdauer bis zu sechs Wochen und in den ersten sechs Wochen eines längeren Reservistenwehrdienstes nur in Ausnahmefällen gewährt, ansonsten nach den üblichen Festlegungen. Dient der Reservist länger als drei Monate, so bekommt er in der Regel einmal in zwei Monaten verlängerten Kurzurlaub von Freitag nach Dienst bis Montag um 24.00 Uhr (Soldaten und Gefreite d. R.) bzw. bis Dienstag zum Dienst (Unteroffiziere und Offiziere d. R.). Zu besonderen Anlässen und außergewöhnlichen Ereignissen können Reservisten gleichfalls Sonderurlaub erhalten.

Reisezeit

Soldaten und Unteroffiziere auf Zeit, Fähnriche, Berufsunteroffiziere und Berufsoffiziere, außer Offiziersschülern und Offiziershörern, können zum verlängerten sowie zum Kurzurlaub eine bestimmte Reisezeit erhalten. Und zwar Soldaten/Unteroffiziere auf Zeit sechsmal und Berufssoldaten zehnmal jährlich. Für Reservisten regelt sich das wie folgt: Dauert ihr Reservistenwehrdienst mehr als sechs Wochen und weniger als drei Monate, so gibt es zu einem Kurzurlaub Reisezeit; dienen sie länger als drei Monate, dann wird Reisezeit nur zum verlängerten Kurzurlaub bewilligt. Man versteht darunter die Zeit, die nötig ist, um auf kürzestem Wege vom Dienst- zum Wohnort und zurück zu gelangen. Allerdings wird nur die über zwölf Stunden benötigte Reisezeit zusätzlich zum Urlaub gewährt, wobei es weder pauschale Auf- noch Ab-

rundungen auf ganze Tage gibt. In der Reisezeit sind auch die sich aus den Fahrplänen der Deutschen Reichsbahn ergebenden Wartezeiten auf Umsteigebahnhöfen inbegriffen sowie erforderliche Busfahrten, soweit sie zur Reiseroute gehören und es sich nicht um Ortsverkehr handelt. Die zusätzliche Reisezeit wird dem Urlaubsbeginn vorangestellt bzw. an den Urlaub angeschlossen. Soldaten im Grundwehrdienst erhalten prinzipiell keine Reisezeit.

Freie Urlaubsfahrten

Für Reisen vom Dienst- bzw. Wohnort zu einem Urlaubsort in der DDR erhalten alle Angehörigen der Streitkräfte eine bestimmte Anzahl freier Urlaubsfahrten. Wer nicht im Standortbereich wohnt, bekommt im Jahr vier (Soldaten im Grundwehrdienst entsprechend ihrer 18monatigen Dienstzeit insgesamt sechs), wer im Standortbereich wohnt, eine jährlich. Dafür werden Militärfahrkarten für die 2. Wagenklasse ausgestellt.

Fahrpreisermäßigungen

Für Urlaubsfahrten mit der Deutschen Reichsbahn können Fahrpreisermäßigungen nach den Bedingungen zur Erlangung von Arbeiterrückfahrkarten in Anspruch genommen werden. Dazu wird auf dem Urlaubsschein die Fahrstrecke vermerkt. Der Urlaubsschein berechtigt zum Kauf von Fahrkarten für die 2. Wagenklasse mit 75 % Fahrpreisermäßigung.

Ausgang im Standortbereich

Wer im Standortbereich ausgehen möchte, muß seine Dienstpflichten ordnungsgemäß erfüllt haben bzw. erfüllen. Erst dann kann ihm Ausgang gewährt werden. Die Anzahl der Ausgänger wird von den Forderungen nach ständiger Gefechtsbereitschaft bestimmt; demzufolge kann stets nur eine beschränkte Anzahl von Genossen Ausgang bekommen. Der Ausgang beginnt grundsätzlich nach Dienstschluß. Soldaten im Grundwehrdienst und ungediente Reservisten können einmal in der Woche bis 24.00 Uhr ausgehen. Die nachstehend genannten Armeeangehörigen können die Kaserne an den vom Kommandeur festgelegten Ausgangstagen wie folgt verlassen:

1. Soldaten auf Zeit und Berufssoldaten mit dem Dienstgrad Soldat und Unteroffiziersschüler, Offiziersschüler im 1. Lehrjahr und gediente Reservisten mit Soldatendienstgraden
   - an Wochentagen bis 24.00 Uhr
   - an Sonnabenden bis 02.00 Uhr
   - an Sonntagen bis 24.00 Uhr
2. Offiziersschüler im 2. Lehrjahr
   - an Wochentagen bis 24.00 Uhr
   - an Sonnabenden bis zum Wecken
   - an Sonntagen bis 02.00 Uhr
3. Soldaten auf Zeit und Berufssoldaten mit dem Dienstgrad Stabsgefreiter, Unteroffiziere, Offiziersschüler ab 3. Lehrjahr und gediente Reservisten mit dem Dienstgrad Stabsgefreiter und Unteroffizier
   - täglich bis zum Dienst.

Fähnriche und Offiziere unterliegen keiner Einschränkung des Ausgangs im Standortbereich.
Für verheiratete Genossen, die übers Wochenende von ihrer Frau am Standort besucht werden, besteht die Möglichkeit, von Sonnabend nach Dienst bis Montag zum Dienst (Soldaten im Grundwehrdienst bis Sonntag um 24.00 Uhr) auszugehen.
Den Offiziersschülern in der Berufs- und Hochschulreifeausbildung kann entsprechend den Erfordernissen der Ausbildung gleichfalls Ausgang gewährt werden. Dabei erhalten Offiziersschüler in der Hochschulreifeausbildung, die während dieser Zeit kaserniert untergebracht sind, Ausgang wie Offiziersschüler im 1. Lehrjahr.

Und zum Schluß

...sei gesagt, daß es Urlaub und Ausgang erst nach Abschluß der militärischen Grundausbildung gibt. Urlaub ist mit einem Urlaubsgesuch und Ausgang im Ausgangsbuch in der vom Kommandeur festgelegten Zeit zu beantragen; über die Genehmigung oder Ablehnung von Urlaub ist spätestens am Vortag des geplanten Urlaubsantritts und bei Ausgang möglichst bis 13.00 Uhr des Ausgangstages zu entscheiden.

Diese AR-Information stützt sich auf die DV 10/14 (Urlaubsordnung der NVA).

Erholungsurlaub für Soldaten/Unteroffiziere auf Zeit und Berufssoldaten

Dienstverhältnis	Kalendertage für das Urlaubsjahr entsprechend dem Dienstalter								
	1.	2.	3.	4.	5.	6.	6.–10.	11.–15.	ab 16.
	Dienstjahr								
Soldaten/Unteroffiziere auf Zeit	24	25	26	30	31	32			
Berufssoldaten									
a) Berufsunteroffiziere	24	26	29	32	35		38	42	46
b) Offiziersschüler	30	30	30	30	30				
c) Fähnriche und Berufsoffiziere	36	36	36	36	36		38	42	46

Bei einem Urlaubsanspruch von 24 bis 29 Tagen werden drei, bei einem Urlaubsanspruch ab 30 Tagen vier Sonn- oder gesetzliche Feiertage auf den Erholungsurlaub angerechnet. Als Urlaubsjahr gilt das Kalenderjahr. Bei Ernennung zum Offizier erhalten Offiziersschüler für die Zeit von ihrer Ernennung bis zum Ende des Kalenderjahres zusätzlich zu den 30 Tagen Erholungsurlaub anteilmäßig zwei weitere Urlaubstage.

Eine Entscheidung für Deine und unsere Zukunft

Du kannst sie bereits mit Deiner Berufswahl treffen, denn ein Lebensberuf mit allseitig gesicherter Perspektive liegt in Deinem und in gesellschaftlichem Interesse.



Nähere Auskünfte erteilen die Beauftragten für militärische Nachwuchsgewinnung an den POS und EOS sowie die Wehrkreiskommandos.

Berufsunteroffizier der NVA – das ist Deine Chance!

Seine Tätigkeit ist abwechslungsreich und anspruchsvoll:

- als Kommandeur einer Einheit oder eines Gefechtsabschnitts
- als Kommandant einer Fliegerabwehrselbstfahrlafette oder von Pioniertechnik
- als Geschützmeister, Panzerelektromeister, Fahrlehrer, Feuerwerker, Funkmeister oder Flugzeugmechaniker.

Berufsunteroffizieren sind in unserer sozialistischen Armee Verantwortung für Menschen und modernste Militärtechnik sowie dienstliche Befugnisse übertragen, wie kaum einem anderen jungen Menschen.
Als vielseitig gebildete Militärspezialisten mit Meisterabschluß stehen sie in der Nationalen Volksarmee.

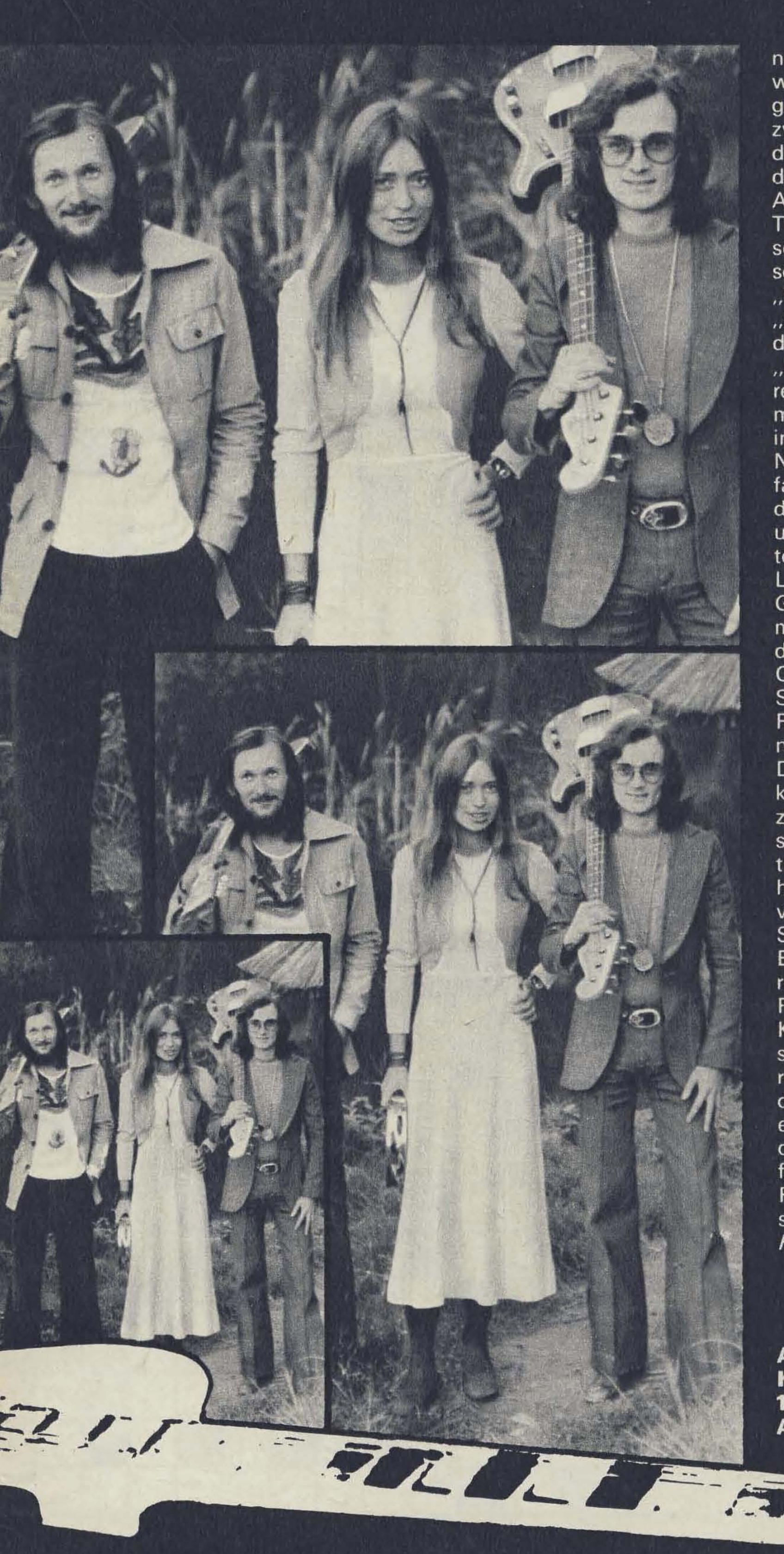
Gehöre zu ihnen! Entscheide Dich für Deine und unsere Zukunft!

Ständig hatte ich den „S-Bahn-Blues" im Ohr, als mich das originell besungene Verkehrsmittel zu Katja, Roman und Co. brachte. Zu Hause sind sie direkt am Berliner S-Bahnhof Prenzlauer Allee, und es gehört zu den akustischen Effekten ihrer Wohnung, daß aller zweieinhalb Minuten die Wohnzimmerwand leicht vibriert. Immer dann, wenn draußen eine Bahn vorbeirattert. Aber daran gewöhnt man sich schnell. Auch die Kälte – ich war während der unterkühlten Februartage in ihrer Hinterhauswohnung zu Gast – machte uns dank grusinischen Tees und polnischen Wodkas nichts aus. Die Gruppe war erst gegen Morgen von einer Tournee zurückgekommen, und der kleine Ofen tat sein Möglichstes, uns und Romans Trophäe (den „Letzten und Größten des vergangenen Sommers") aufzutauen: ein stattlicher Karpfen, den er nicht ohne Kampf an Land gezogen hatte. Und daß der junge Hausherr mehr kann, als Fische angeln – beides für Katja sehr nützliche Hobbys! –, zeigte er in der Küche bei der Zubereitung eines mit Raffinesse auf polnisch servierten Gerichtes.
Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten geht es zuweilen nicht ganz ohne Komplikationen ab. Das verriet uns nach näherem Hinsehen ein expressives Gemälde an der Küchenwand: Hier hatte ein Schnellkochtopf sein Leben samt Inhalt ausgehaucht, und der ehemalige Architekt und Maler Roman war schneller mit Pinsel und Farben am Werke, als sie hätten das Fett entfernen können. Man muß sich zu helfen wissen!
Roman Runowicz und Katja Kuczynska bilden zusammen mit „Co.", dem ehemaligen Veterinärmediziner und Pferdespezialisten Alexander Mrozek, die erste deutsch-polnische Formation. Alexander spielt Gitarre, hat die Auszeichnung als bester Country-Gittarist in der VR Polen und ist der einzige Musiker aller sozialistischen Länder, der das indische 20-Saiten-Instrument, die Sitar, beherrscht.
Die DDR wird in diesem Trio durch Katja, eine waschechte Berlinerin, vertreten. Und wenn ich sie erst als letzte vorstelle, so deshalb, weil ich befürchte, am Ende könnte der Platz für die beiden Männer nicht reichen. Seit Katja zwei Jahre lang in Wrocław die Schule besucht hat, spricht sie polnisch, ist Polen ihre Wahlheimat. Nach dem „hiesigen" legte sie später noch nebenbei ein zweites Abitur in polnisch ab.
Katja hat das Studium im Fach Dokumentation abgeschlossen und während der Semesterferien in internationalen Jugendlagern Gruppen und Musiker unseres Nachbarlandes betreut. Dabei spielte sie Gitarre, sang und rezitierte. Eines ihrer schönsten Souvenirs aus dieser Zeit war das Autogramm von Roman aus der Gruppe „Nurd", einer der bekanntesten polnischen Jazz-Rock-Formationen.
Er wurde fortan Vorbild für Katja. Nach solistischer Tätigkeit als Sängerin im Lyrik-Song-Club Berlin gab's über Czeslaw Njemen, der sie musikalisch und künstlerisch beriet, ein Wiedersehen mit „Nurd" und mit Roman, das mit gemeinsamer Arbeit in der polnischen Gruppe fortgesetzt wurde und in eine Hochzeit mit Roman mündete. Dannn sangen Katja und Roman im Duett. Ihre Titel sind fast ausschließlich Romans Kompositionen, und Katja schreibt sehr ausdrucksstarke, bildhafte und lyrische Worte dazu (anfangs nur, um aus der Not eine Tugend zu machen: sie hatten keinen eigenen Texter). Während Roman mehr zum Traditionell-Blues neigt, zieht Katja Modern-Blues, rhythmische Balladen und Humoristisches vor. Vieles ist reizvoll mit einem Schuß polnischer Folklore versetzt. Diese Elemente sollen

Komm doch mit zum Konzert

von Katja, Roman und Co.!

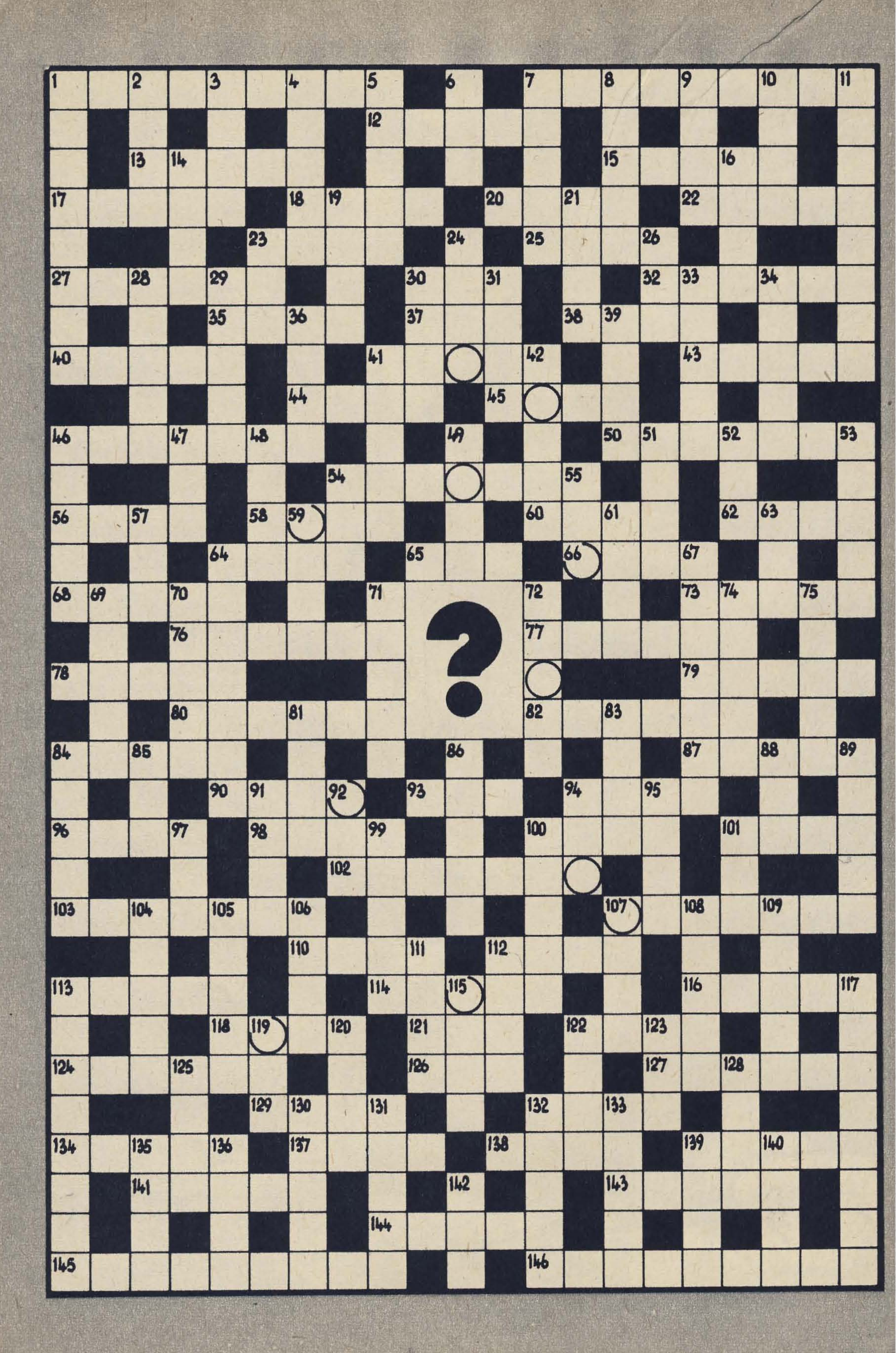




noch weiter ausgebaut werden. Von den gut 40 gemeinsamen Titeln – inzwischen erweitert durch die Mitwirkung von Alexander – haben wir an jenem Abend laufende Meter vom Tonband gehört: „Worauf soll ich warten?", „Siebenschläfer", „Laternentraum", „Was ich möchte", ein „Spatzenlied" und natürlich den „S-Bahn-Blues". . . „Komm doch mit zu unserem nächsten Konzert", lud mich Katja ein, „wir singen in der ‚Bersarin-Kaserne'!" Natürlich war ich dabei, fand noch Platz im Barkas der Gruppe, applaudierte um die Wette mit begeisterten Soldaten, die zum Lieblingspublikum der Gruppe gehören, und habe mich gefreut, als schon in der Pause Mitglieder der Combo der Berliner „Ernst-Schneller-Kaserne" Katja, Roman und Co. um das nächste Konzert baten. Denn: „So was Gutes bekommen wir nicht alle Tage zu hören", war das einstimmige Urteil. Der Vertragsabschluß ging sehr herzlich und unkompliziert vonstatten, auf beiden Seiten waren echte Freude, Engagement und Begeisterung zu spüren. Rundfunk, Fernsehen, Schallplatten – Katja und Roman freuen sich über jede neue erfolgreiche Produktion. Doch die frische Atmosphäre eines Life-Konzertes – eben der direkte und meist auch fruchtbare Kontakt zum Publikum – ist kaum zu ersetzen.

Helga Heine

Autogramm-Anschrift:
Katja Kuczynska
1058 Berlin
Ahlbecker Straße 3

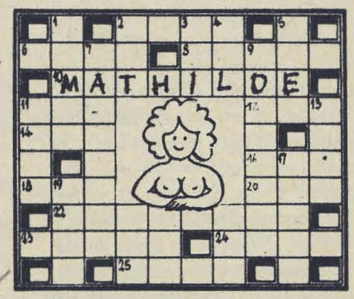


Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. russischer Dichter (1814–1841), 7. russisches Saiteninstrument, 12. Krebstier, 13. Wettkampfbeginn, 15. griechische Insel, 17. Hauptstadt des brasilianischen Staates Rio Grande do Norte, 18. Provinz in Oberitalien, 20. Gebirgszug in Griechenland, 22. Stern im Sternbild Cygnus, 23. Opernlied, 25. Hast, 27. Hauptmahlzeit in England, 30. germanischer Wurfspieß, 32. Kreisstadt im Bezirk Leipzig, 35. deutscher Tierbildhauer und -graphiker (1869–1921), 37. norwegischer Erzähler (1833–1908), 38. Stadt in Algerien, 40. Heidepflanze, 41. Vorratsraum, 43. Edelsteingewicht, 44. Küchengewürz, 45. Schriftgrad, 46. derbes zweijähriges Kraut (Mehrzahl), 50. Autor des Romans „Kleiner Mann – was nun?", 54. Gedichtteil, 56. niedere Pflanze, 58. Name eines Sees in Kanada, 60. Fischfett, 62. Nadelgewächs, 64. Futterpflanze, 65. Lurchart, 66. Wiesenpflanze, 68. zweitwichtigster Hafen Tanganjikas, 73. Scheunenboden, 76. leichter Schuh ohne Brandsohle, 77. Hilfsmittel zur Herstellung von Halbtonbildern, 78. Fallklotz, 79. Grünfläche, 80. Vogel, 82. Kunststoff, 84. Windung der Züge in Feuerwaffen, 87. schwedischer Erfinder, 90. Unterarmknochen, 93. Kurort, 94. mitteleuropäischer Strom, 96. Bewohner einer Sowjetrepublik, 98. Gestalt aus Wallenstein, 100. Blutgefäß, 101. schwedische Sängerin (1820 bis 1887), 102. Vorderfront eines Hauses, 103. Oper von Richard Strauß, 107. deutscher Mathematiker (1826–1866), 110. Küchengerät, 112. südfranzösische Hafenstadt, 113. Stadt in der UdSSR, 114. Jurist, 116. Lehre vom sittlichen Wollen und Handeln, 118. Schuhmacherwerkzeug, 121. selten, 122. Körperteil, 124. flauschiger Wollstoff, 126. Kalifname, 127. Druckbuchstabe, 129. Aschegefäß, 132. DDR-Opernsänger, 134. Gebirge in der UdSSR, 137. europäische Hauptstadt, 138. europäisches Inselvolk, 139. russischer Arbeiterführer und sowjetischer Staatsmann, 141. Stadt in Frankreich, 143. in der nordischen Sage das Roß Sigurds, 144. besonders, eigens, 145. Nachahmung, 146. Gefäß aus der Frucht des Flaschenkürbisses.

Senkrecht: 1. georgisch-sowjetischer Dichter (1899–1966), 2. Ruhepause, 3. Halbedelstein, 4. Angehöriger eines Sowjetvolkes, 5. Verbandmaterial, 6. Baumteil, 7. Hohlorgan zur Flüssigkeitsaufnahme, 8. Gastwirtschaft, 9. Gesangsstück, 10. russischer Männername, 11. alte Schußwaffe, 14. Nebenfluß der Garonne, 16. Destillationsprodukt, 19. kleine Deichschleuse, 21. Getreidespeicher, 23. Papageienart, 24. Backmasse, 26. griechischer Buchstabe, 28. Flüssigkeitsrest, 29. brachliegendes Grasland, 30. Trinkgefäß, 31. Schiffsseil, 33. Verwandter, 34. weiblicher Vorname, 36. radioaktives chemisches Element, 39. männlicher Vorname, 41. schriftliche Aufstellung, 42. System der vom Staat festgesetzten Normen des menschlichen Verhaltens, 46. Stärke, 47. Getränk, 48. Lasttier, 49. Pflicht, Planaufgabe, 51. weiblicher Vorname, 52. vom Wind abgekehrte Seite eines Schiffes, 53. weiblicher Vorname, 54. Anrede der 2. Person, 55. Maßeinheit der Energie, 57. Wacholderbranntwein, 59. DDR-Schriftsteller, 61. Nebenfluß der Kura, 64. Nebenfluß der Donau, 64. Musikervereinigung, '67. Gruppe chemischer Verbindungen (Mehrzahl), 69. Stern im Sternbild Adler, 70. sowjetische Oblasthauptstadt in der Belorussischen SSR, 71. Strauchfrucht, 72. männlicher Vorname, 74. Muse der Liebesdichtung, 75. Fehllos, 81. schweizerischer Freiheitsheld, 83. Nachtvogel, 84. Vorraum, 85. Stimmlage, 86. Trinkgefäß, 88. Bucht, 89. Verkaufsstelle, 91. belgische Stadt, 92. Zahl, 94. Stadt in Holland, 95. Kinderspeise, 97. deutscher Musikpädagoge und Volksliedersammler (1807–1883), 99. Vegetationsinseln in der Wüste, 100. Greifvogel, 101. polnischer Schriftsteller, 104. DDR-Maler, 105. chemisches Element, 106. Unterkunft, Obdach, 107. Ansprache, 108. Flachland, 109. Halbedelstein, 111. kalter Fallwind an der dalmatinischen Küste, 112. indisches Frauengewand, 113. Unmenschlichkeit, Roheit, 115. starres Rinderfett, 117. Reisegesellschaft in der Wüste, 119. Trockenfutter, 120. Nebenfluß der Donau, 122. Nebenfluß der Saale, 123. Saalezufluß, 125. Nebenfluß der Donau, 128. Bestandteil des Tees, 130. russischer Architekt (1775–1849), 131. Märchenwesen (Mehrzahl), 132. Reisbranntwein, 133. Fischfanggerät, 135. französischer Filmschauspieler, Regisseur und Autor, 136. weiblicher Vorname, 139. Jungtier, 140. Papierzählmaß, 142. Gestalt der Nibelungensage.

PREISFRAGE: Die Buchstaben in den Kreisfeldern – zeilenweise von oben nach unten gelesen – ergeben den Namen eines Publizisten, Prosaschriftstellers und Lyrikers (1822 bis 1856). Postkarte genügt – Einsendeschluß: 30. Juli 1976. Wir belohnen Euren Rätselschweiß mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 8/76. Die richtige Antwort auf die Preisfrage in Heft 6/76 lautete: Carl Maria von Weber.



Auflösung aus Nr. 6/76

Waagerecht: 1. Stein, 5. Bosse, 9. Laute, 12. Dinner, 13. Reiter, 14. Talon, 16. Osmin, 17. Etage, 19. Agent, 22. Aster, 25. Esel, 28. Lee, 30. Blei, 32. Lade, 33. Allee, 36. Terni, 39. Aare, 40. Otto, 42. Schnur, 43. Olen, 45. Birne, 47. Rask, 49. Idol, 51. Rabat, 54. Ebene, 57. Erlen, 59. Omen, 62. Alt, 63. Nenner, 66. Mode, 67. Egel, 70. Samt, 71. Edda, 72. Mole, 74. Anapa, 77. Eni, 79. Regal, 81. Roma, 82. Enge, 84. Egeln, 87. Runge, 89. Arosa, 91. Insel, 94. Alge, 97. Ast, 98. Etat, 99. Tran, 100. Lava, 101. Ader, 102. Aken, 103. Gera, 104. Leo, 106. Erbe, 108. Heine, 110. Lenin, 112. Ebert, 115. Saale, 117. Neun, 118. Sago, 120. Braun, 121. Ort, 123. Naben, 125. Kiew, 127. Oleg, 129. Elba, 131. Adam, 133. Iris, 136. Helene, 138. Bug, 139. Nase, 140. Erpel, 143. Emmer, 146. Ernte, 149. Oran, 151. Idee, 152. Eifel, 155. Ural, 157. Bombe, 158. Eder, 160. Isar, 162. Noten, 164. Inari, 166. Made, 169. Reim, 170. Ems, 172. Abel, 173. Borte, 176. Araba, 179. Adana, 181. Belag, 182. Trent, 184. Ostade, 185. Renate, 186. Ditte, 187. Riesa, 188. Anker.

Senkrecht: 1. Sattel, 2. Ido, 3. Nina, 4. Inge, 5. Brot, 6. Somme, 7. Erna, 8. Mist, 9. leer, 10. Art, 11. Elegie, 15. Lied, 18. Aula, 20. Grat, 21. Nil, 23. Sir, 24. Emil, 26. Sari, 27. Leon, 28. Leck, 29. Etui, 30. Bana, 31. Erda, 34. Lore, 35. Esse, 37. Erde, 38. Noll, 41. Tee, 44. Erne, 45. Brom, 46. Ried, 48. Anke, 50. Orla, 52. Bund, 53. Tara, 55. Biel, 56. Alma, 58. Ente, 60. Moder, 61. Neman, 64. Neige, 65. edel, 68. Ger, 69. Lama, 70. Sana, 73. Olga, 75. Nara, 76. Pest, 78. Nest, 80. Gubacha, 83. Eiter, 85. Elektra, 86. Nonne, 88. Ellen, 90. Osten, 92. Narbe, 93. Stoss, 95. Garen, 96. Eva, 98. Ede, 103. Gier, 104. Lena, 105. Oise, 107. Ebbe, 109. Eloge, 110. Luna, 111. Nana, 113. Erwin, 114. Tunis, 116. Ahle, 119. Oka, 122. Teer, 124. Baum, 126. Imme, 127. Ohre, 128. Elen, 130. Bier, 132. Dame, 134. Ralf, 135. Seil, 137. Neer, 141. Polo, 142. Labé, 143. Eden, 144. Meer, 145. Ree, 147. Rose, 148. Turm, 150. None, 151. Ibis, 153. Irma, 154. Elde, 156. Anno, 159. Dieb, 160. Irland, 161. Aida, 163. Tat, 165. Aar, 167. Abbe, 168. Elster, 171. Molke, 173. Base, 174. Rial, 175. Eber, 176. Agra, 177. Arno, 178. Atta, 180. Not, 183. Ren.

Das müßte doch



„Reine Beschäftigungstheorie hat der gemacht! So ein Blödsinn!" ereifert sich der 17jährige Gert Lotze und schaut die Umstehenden an. Es sind seine Klassenkameraden, Schüler der EOS „Alexander von Humboldt" in Berlin-Köpenick, die sich im Werk für Fernsehelektronik zweimal in der Woche auf den Beruf eines Elektromechanikers vorbereiten. Mit unterschiedlichem Elan. Der Meinungsstreit während der Unterrichtspause zeigt es.

Der dunkelblonde Gert ist unzufrieden mit einigen Ausbildungsmethoden. „Was soll dabei herauskommen, bei solch einer trockenen Darlegung?" Er meint, manche Stunde sei durch zu viel Geschäftigkeit gekennzeichnet, aber konkrete Ergebnisse wären rar. „Das ist, als ob man einen Hammer in den Wind hängt und behauptet, es klopft." Da er beim Unterricht wenig Berührungspunkte zur Praxis zu erkennen glaubt, wird er zuweilen gleichgültig. Auch die wohlgemeinten Hinweise der Lehrer: „Ihr braucht das für das Leben", lösen bei Gert nur ein Lächeln aus. „Wozu?" fragt er sich. Er vermißt den Nutzen, den Effekt der Theorie. In seinem Kopf finden Mädchen und Mopeds mehr Raum als russische Vokabeln und Daten der deutschen Geschichte. Er mag das Auswendiglernen sowieso nicht. Ja, wenn es um praktische Arbeiten ginge, wie in der Physik, wo er auf einer „Eins" steht, da wäre er sofort da, aber so... Erst Jahre später, im Berufsleben stehend, wird er die mangelnden Russischkenntnisse bereuen, wird er – notgedrungen – Fehlendes im Alleingang nachholen müssen. Aber 1965, zum Zeitpunkt des Geschehens, ist seine Vernunft noch nicht soweit gediehen.

Das letzte Lehrjahr bricht an. Mit ihm kommt ein neuer Lehrfacharbeiter, Jürgen Steinbach. Er versteht es, den Ehrgeiz der Jungen zu wecken. Er läßt sie nach dem Wesen der Dinge suchen, fordert sie auf, sich nicht mit dem Vorhandenen zufrieden zu geben, stachelt sie an, praktische Lösungen zu finden. Langsam findet Gert wieder Gefallen an der Elektrotechnik und der Elektronik. Er schwört auf Herrn Steinbach. Der vermittelt anwendbares Wissen. Damit kann man etwas anfangen, da kommt was heraus! Herr Steinbach zeigt Lösungswege, läßt die Schüler knobeln. Er nimmt dazu praktische Probleme aus dem Betrieb. Da prüfen in einer Abteilung Frauen die Qualität der Röhren. Recht aufwendig geschieht das, an verschiedenen Arbeitsplätzen und mit vielen Handgriffen. Sollte es nicht möglich sein, das rationeller zu machen? Gert und einige Klassenkameraden setzen sich unter Anleitung des Lehrers zusammen. Nach Wochen des Experimentierens haben sie's geschafft: ein automatischer Prüftisch ist entstanden. Ein Druck auf die Taste, und die Werte können an einer Skala abgelesen werden. Die große Freude der Kolleginnen bestätigt Gert, daß er etwas sehr Nützliches getan hat. Und er findet, daß er auch seine Liebe gefunden hat, die Liebe zu den elektronischen Bauelementen, zu den Transistoren, Halbleitern, Kondensatoren, Röhren, Widerständen...

Einem Kollegen fällt das wachsende Interesse des Jungen an der Elektrotechnik auf. „Wenn du auf diesem Gebiet weiterkommen willst, dann geh zur Armee. Dort findest du immer das Neueste vor." Nach Tagen des Überlegens folgt Gert dem Rat.

„Bedaure, zu den Luftstreitkräften können wir Sie nicht einberufen. Sie tragen eine Brille." Die Worte bei der Eignungsüberprüfung an der Offiziershochschule in Kamenz lassen in Gert eine Welt zusammenstürzen. Sollte sich sein Wunsch tatsächlich nicht erfüllen? Durch Zufall hört er von Funkmeß-Einheiten bei der Artillerie. Er bewirbt sich erneut für die Offizierslaufbahn – und wird angenommen. Aber die Freude wird bald von einer neuen Enttäuschung getrübt. Statt als Funkmeßspezialist wird er als Haubitzenzugführer ausgebil-

möglich sein!

Stationen auf dem Weg eines Verdienten Erfinders in der NVA schildert Oberstleutnant Horst Spickereit



det, statt mit elektromagnetischen Wellen beschäftigt er sich mit Ballistik.

Offiziersschüler Lotze hadert mit sich selbst. Sollte alles vergebens gewesen sein? Jagst du Illusionen nach? Geschützexerzieren und Schießlehre haben ja auch vieles für sich, ich kann so manches lernen, aber letzten Endes befriedigt mich das nicht. Mich drängt es zu den Hochfrequenzsendern und -empfängern, zu dieser Technik, die so viele Geheimnisse in sich birgt, wo man so viel experimentieren kann. Seiner Bitte, innerhalb der Fachsektion versetzt zu werden, wird stattgegeben. Nach anderthalb Jahren kommt er auf Grund guter Leistungen in den Funkmeßzug.

Gert Lotze lernt emsig. Und er macht es sich und den anderen nicht leicht. Er will den Dingen auf den Grund gehen. „Warum?" wird bei ihm zu einem der meistgebrauchten Wörter. Seine Wißbegier bringt den einen oder anderen Lehrer zuweilen in Verlegenheit. Gert Lotze nimmt es ihnen nicht übel, wenn er nicht immer eine glatte Antwort erhält. Er weiß, daß auch sie Lernende sind, denn einige komplizierte Anlagen sind brandneu, geben allen noch Rätsel auf. Aber das ist es ja gerade, was Lotze so befriedigt: das ständige Suchen nach Lösungen, das Knobeln nach günstigeren Varianten. Bekannt wird sein Zielsatz: Das müßte doch möglich sein!

Ein gegenseitiges Geben und Nehmen zwischen Lehrern und Schülern entwickelt sich. Da ist Oberstleutnant Renz. Für den Offiziersschüler Lotze ein Vorbild. Ihm imponieren sein politisches und fachliches Wissen, sein gerechtes Maß an Strenge und Güte. „Der Mann hat Durchblick! So wie der, so müßtest du auch mal werden!" Der Oberstleutnant packt Gert Lotze an der richtigen Stelle. „Würden Sie mir helfen, ein Neuererproblem zu lösen?" Zusammen mit drei anderen Offiziersschülern knobeln und basteln sie fast jeden Abend. Es geht um ein

Übersichtsschaltbild für die Ausbildung an meteorologischen Stationen. Zwar schaffen sie es nicht mehr, ihre Hochschulzeit ist zuende, aber ihre Grundlagen helfen den Nachfolgern, das Gerät später zu vollenden.
Der frischgebackene Funkmeßzugführer Leutnant Lotze verläßt die Offiziershochschule in Zittau mit dem Gefühl, den richtigen Beruf gewählt zu haben, mit der Gewißheit, daß er auch ein Steckenpferd gefunden hat, welches in einem sinnvollen Einklang mit seinem Dienst steht.

Für den jungen Offizier gibt es in seiner neuen Kaserne gleich eine harte Nuß zu knacken. Er übernimmt eine defekte Funkmeß-Station, mit der sein Vorgänger nicht fertig wurde. Tote Technik mag Gert Lotze nicht. „Das müßte doch möglich sein, die Station wieder zum Leben zu erwecken."
Weit mehr als der materielle Defekt der Anlage beunruhigen ihn die geistigen Auswirkungen. Da hatte sich Unglauben an die Technik bei einigen Soldaten breitgemacht. „Fahrbarer Trafo" spottete sogar dieser oder jener Offizier. Der Leutnant merkt: Hier hast du es nicht nur mit Widerständen in den Geräten, sondern auch in einigen Köpfen zu tun. Er beißt sich förmlich in seine Aufgabe hinein: Denen werde ich beweisen, was die Station kann! Nicht die Technik darf uns Menschen beherrschen, umgekehrt muß es sein. Und dazu gehört Wissen! In seinen Vorgesetzten hat er Verbündete. „Das kriegen wir schon in den Griff", muntert ihn der Regimentskommandeur, Oberst Meier, immer wieder auf.
Leutnant Lotze geht systematisch vor. Er zerlegt die Apparate, zeigt den Soldaten und Unteroffizieren die Schaltungen, Generatoren, Verstärker, erklärt Zusammenhänge, läßt sie testen, Fehler aufspüren. Lotze gewinnt bei der Arbeit selbst neue Erkenntnisse, verbessert hier und dort, eine Reihe von Neuerungen springen „nebenbei" heraus. Als die Station wieder einsatzbereit steht, ist der Kampf um die Köpfe keineswegs schlagartig vorbei. Einige Batterieoffiziere fürchten nun um ihre gewohnte „Eins" beim Schießen, wenn jetzt wieder mit Funkmeß gearbeitet wird. Sie wollen erst überzeugt werden.
Leutnant Lotze weist bei einem Seezielschießen mit seinen Anlagen nach, daß die Schußabweichungen genau den vorher berechneten meteorologischen Angaben entsprechen. Bilderbuchschüsse! Auch bei anderen Übungen gibt er exakt und schnell die gewünschten Werte, seine Technik arbeitet zuverlässig. „Seht ihr", spricht er die Offiziere an, „Artillerie heißt Kunst des Schießens, und automatisches Schießen ist die höhere Kunst." Seine Begeisterung über die präzise Arbeit der Station überträgt sich auf die anderen, nicht zuletzt auch dadurch, daß die „Einsen" trotzdem bleiben, ja, sich sogar noch stabilisieren.
Der Leutnant gibt sich mit dem Erreichten nicht zufrieden. Während der Ausbildung stößt er ab und zu auf neue Möglichkeiten, um die Anlagen noch besser nutzen zu können. Liefe dies oder jenes nicht besser so herum? Manchmal spürt er auch, da fehlt noch irgendwas, um das Ganze effektiver zu gestalten. Selbst so etwas herstellen, das müßte doch möglich sein! Und so überlegt er hartnäckig, prüft neue Schaltungen, verwirft einiges, baut Mustergeräte. Bis er ans Ziel gelangt. Er versteht es, sein Forschen auf die Soldaten, „seine Jungs", wie er sie nennt, zu übertragen. Er stellt ihnen kleine knifflige Aufgaben. Freut sich, als er beispielsweise den Kraftfahrer, einen gelernten Landmaschinenschlosser, befähigen kann, einen Stereoverstärker nach Schaltbildern zusammenzubauen.
Zahl und Qualität der Lotzeschen Neuererarbeiten sprechen sich bald herum. 1972 ist er mit einem Prüfgerät für Spezialröhren zum erstenmal auf der Zentralen Messe der Meister von morgen vertreten. Seitdem soll kaum ein Jahr vergehen, in dem nicht Arbeiten von ihm in Leipzig ausgestellt werden.

Eine zentrale Artillerie-Werkstatt ist Gert Lotzes neue Dienststelle. Aus dem Funkmeß-Zugführer wird ein Instandsetzungs-Gruppenleiter für Funkmeßgeräte. Er findet all seine Wünsche und Träume erfüllt, nun ist er mittendrin in seinem viel geliebten Reich der automatischen Technik. „Hier könnte ich es lebenslang aushalten", meint er. Neue Horizonte öffnen sich ihm, andere Aufgaben gilt es zu lösen. Auch in der Neuererarbeit. Bei der Zusammenarbeit mit dem Waffenbruder beispielsweise.
Eines Tages fahren die Genossen zu einer sowjetischen Werkstatt, mit der sie seit langem durch enge Beziehungen verbunden sind. Sie haben eine Idee. „Wir möchten ein Gerät bauen, das Baugruppen der Trainingsfahrzeuge für die Lenkschützen von Panzerabwehrraketen genauer überprüft. Dadurch könnten die Fahrzeuge schneller instandgesetzt werden, die Soldaten sofort wieder üben. Würdet ihr den Bau der Schaltungen übernehmen?"
„Selbstverständlich, ihr helft uns ja auch. So'n Gerät braucht auch unsere Truppe." Gemeinsam mit Hauptmann Schametz, Gefreiten Sawin und Soldat Pankow erarbeiten sie sich ein Konzept, gemeinsam stellen sie das Gerät fertig, das auf der Zentralen 74er MMM ausgezeichnet wird. Internationale Arbeitsteilung im Detail.
Die Kollektivität in der Neuererarbeit, bereits an der Offiziershochschule für ihn spürbar geworden, im Regiment von ihm hin und wieder praktiziert, sie wird jetzt für Hauptmann Lotze unentbehrlich. Wenngleich er das auch in der ersten Zeit nicht immer und sofort erkannt hatte, aber er sammelte seine Erfahrungen. Und heute sieht er es so: „Ohne Kollektiv ist da absolut nichts drin. Im Alleingang

schafft das keiner mehr, zumal die Anforderungen an die Qualität ständig steigen und die Technik unserer Armee immer komplizierter wird. Ein Kollektiv kann und muß sich ergänzen, damit sich keiner verrennt. Manchmal passiert auch mir das."

Die Neuerer der Werkstatt haben sich Verbündete gesucht: ihre FDJ-Organisation. Sie nahm den „Plan der Neuerer" in ihr Programm auf, die Mitglieder erhalten Verbandsaufträge. Das geht behutsam vor sich, so wie es Hauptmann Lotze mit den ihm unterstellten Soldaten macht. Er lädt sie zu einem Gespräch ein, fragt sie, ob sie bereit wären, Neuererarbeit zu leisten. Da mancher anfangs noch befangen ist, erklärt ihm der Offizier Sinn und Zweck dieser Tätigkeit. „Das Wesentlichste ist, daß jemand bereit ist, mehr zu tun als befohlen wurde. Neben dem Nutzen, den Sie für die Armee bringen, können Sie dabei noch sehr viel lernen, was Sie später draußen gut anwenden können." Kein Soldat hat bisher den Genossen Lotze enttäuscht. So wie er es selbst als Schüler erlebt hat, so weckt er jetzt als Vorgesetzter die Lust und Liebe bei seinen Soldaten, die ihrem „Käpt'n" dafür dankbar sind.

Im Keller seines Häuschens hat sich Genosse Lotze eine Mini-Werkstatt aufgebaut. 2000 Mark kostete ihm im wahrsten Sinne des Wortes der Spaß. Hier brütet er so manchen Abend (ohne Tabakqualm!) über einer Aufgabe, berechnet Zusammenhänge, zeichnet Schaltpläne, die er dann seinen Soldaten und Unteroffizieren vorlegt. (Auf dem Foto am Anfang dieses Beitrages sind die Gefreiten Langner und Lochmann seine Mitstreiter.) „So denke ich mir das. Das müßte doch möglich sein." Kollektiv bauen sie den Apparat. Neue Ideen fließen darin ein, werden so zur Wirklichkeit: Prüfstände, Imitationsgeräte, Schalttafeln, die die Truppe und die Werkstatt voranbringen, und die manchmal einmalig sind.

Hauptmann Lotze liebt planmäßige, sinnvolle Tätigkeit. Er hält nichts von vergeudeter Zeit, von Arbeiten, die letzten Endes nicht zum erwarteten Erfolg führen. In einer Ecke der Artilleriewerkstatt steht ein handtaschengroßes Gerät. Ein Trainingsgerät für Funkmeßaufklärer. Jedesmal wenn Genosse Lotze daran vorbeikommt, macht er ein bitteres Gesicht. Sieben Monate haben wir nun daran gearbeitet, ein Gerät, das du dir als Zugführer selbst einmal gewünscht hast. Jeden Granateneinschlag kann man auf dem Bildschirm imitieren. Völlig unabhängig vom Wetter und vom Scharfschießen. So'n Gerät gab es noch nie. Haben die Truppenoffiziere gejubelt, als ich's ausprobierte. Sie hätten's gleich dabehalten. Gelobt wurde es auf den Neuerermessen, auch wegen des ökonomischen Gewinns. Und jetzt? Über ein Jahr lang steht es nun hier herum. Verstaubt. Anscheinend von den Artillerie-Stäben vergessen. Dabei hätten wir die notwendigen Geräte für die Truppe schon längst vervielfältigen können.

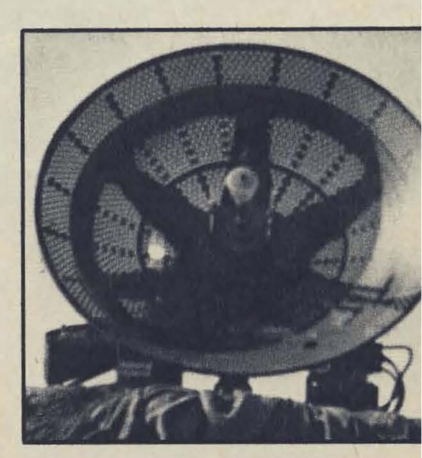
Genosse Lotze läßt sich durch solche gelegentliche Bürokratenstreiche nicht entmutigen. Er drängt nach vorn. Für ihn gibt es nichts Endgültiges. Ein Spruch Kurt Tucholskys ist sein Motto: „Laß dir von keinem Fachmann imponieren, der dir erzählt: ‚Lieber Freund, das mach ich schon seit 20 Jahren so.' Man kann eine Sache auch 20 Jahre lang falsch machen."

Allerdings schießt er zuweilen bei der Auslegung dieses Hinweises übers Ziel hinaus. Dann nämlich, wenn er denkt, einzig und allein seine Interessen wären ausschlaggebend, aber Probleme anderer, die nicht seinen Erwartungen entsprechen, ignorieren zu können. „Bleib' auf dem Teppich!" müssen ihn dann seine Genossen wieder ernüchtern.

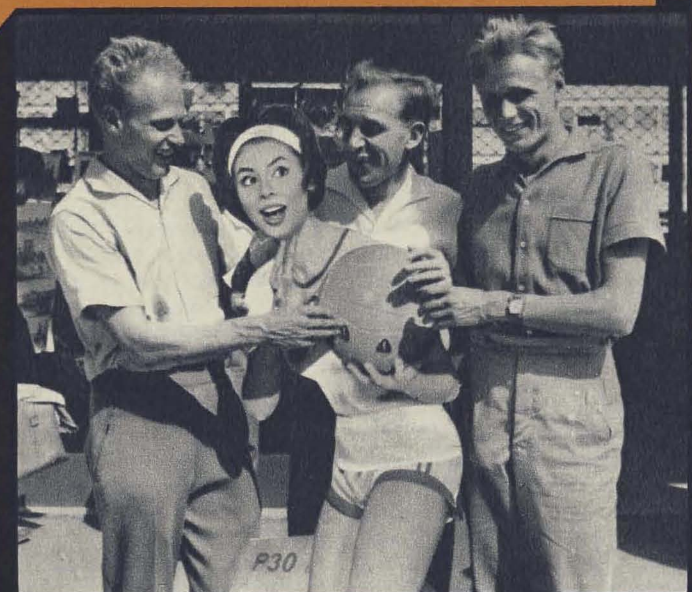
Er ist kein Bequemer, dieser Gert Lotze, er hat seinen Kopf, und es fällt ihm manchmal schwer, ihn in Einklang mit den anderen zu bringen. Er weiß, daß er es noch lernen muß, seinen wunderbaren Ehrgeiz jederzeit richtig einzusetzen.

Berlin, am Vortage des 26. Geburtstages der Republik. Festliche Stimmung im Steinsaal des Hauses der Ministerien, in dem sich Arbeiter, Ingenieure, Wissenschaftler sowie Unteroffiziere, Fähnriche und Offiziere der NVA versammeln. „Im Auftrage des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik wird Gert Lotze der Ehrentitel ‚Verdienter Erfinder der DDR' verliehen . . ." Medaille, Urkunde, Blumen, Beifall.

Verlegen schaut der Hauptmann in die Runde. Du bist ja einer der Jüngsten! Und schon solch eine hohe Ehrung? Schrittmacher im Neuererwesen nennen sie dich, großes Lob gab's für deine Verbesserungen, auf den Ausstellungen wurdest du ausgezeichnet, goldene Hände hättest du, sagen sie. Genosse Lotze hat es schwer, in dieser Stunde alles so schnell zu verdauen. Aber er fühlt, die Mühen, stets nach neuen Wegen zu suchen, werden anerkannt. Und er nimmt sich vor, seinem Grundsatz „Das müßte doch möglich sein!" weiterhin treu zu bleiben.



1960: Die ASK-Mittel- und Langstreckler Siegfried Valentin, Fritz Janke und Hans Grodotzki (v. l.) vergnügen sich mit einer schönen (Papp-)Römerin.

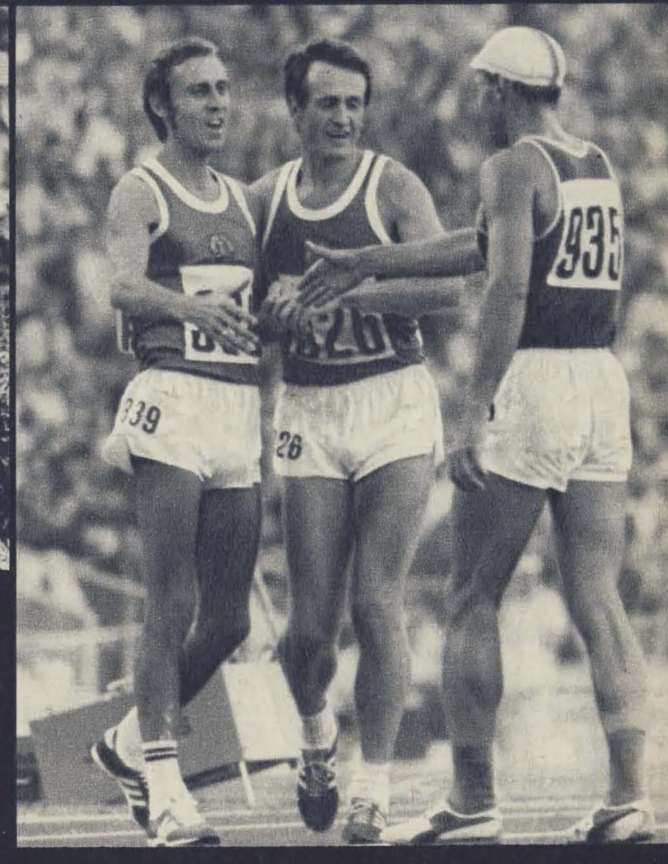


1964: Frank Wiegand mit doppeltem Schwimm-Silber





1972: Silber für Dreispringer Jörg Drehmel.



Gold erkämpften sich Peter Frenkel im Gehen . . .

1968: Der Gold-Junge Manfred Wolke begeistert in der Heimat empfangen.



...und Siegbert Horn auf der Kanu-Slalom-Strecke.

Das Geheimnis der Gänsebucht

Vor den Olympischen Sommerspielen in Montreal

Von Klaus Ullrich

Wenn unsere Olympiamannschaft dieser Tage nach Montreal fliegt, wäre es durchaus denkbar, daß der Kommandant der Interflug-Maschine den Athleten eine knappe Stunde vor der Landung in der Olympiastadt über Bordfunk mitteilt, eben überfliege man in 10000 Meter Höhe die Goose-Bay. Dies könnte den einen oder anderen veranlassen, einen neugierigen Blick aus dem Fenster zu werfen – möglicherweise sogar einen vergeblichen, dieweil von der Gänsebucht aus dieser Höhe wenig oder gar nichts zu sehen sein wird. Oder auch jemanden anregen, sich diese Bay in dem Notizbuch zu vermerken, das er auf die olympische Reise mitnahm, um daheim lückenlos berichten zu können, was er alles erlebte. Und dann wiederum wäre sehr wahrscheinlich, daß das Stichwort „Goose-Bay" noch auf der ersten Seite des Notizbuches zu finden sein wird...

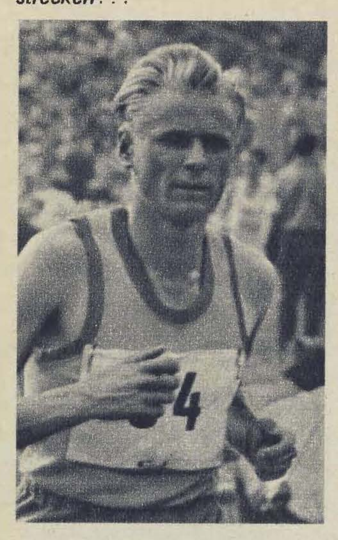
Was indes sicher nur sehr wenige wissen, ist, daß die Goose-Bay tatsächlich auf das erste Blatt gehört, weil es nämlich ein Blick weit zurück in unsere olympische Historie ist. Ein Blick auf die ersten Seiten der Chronik unseres Sports, eine Erinnerung an den schweren Beginn in Jahren, die zuweilen schon in Vergessenheit gerieten.

Welches „Geheimnis" die Goose-Bay mit unserem Aufstieg verbindet? Der Sachverhalt ist schnell aufgeklärt:

Vor zwanzig Jahren, als noch kolbengetriebene Flugzeuge der Luftverkehr versahen, war in der Goose-Bay einer jener fernab jeder bedeutenden Stadt gelegenen Flugplätze, die ausschließlich als Zwischenlandeplätze dazu dienten, den vom letzten europäischen Flughafen Prest-

wick in Schottland gestarteten Maschinen den ersten Kraftstoff auf dem amerikanischen Kontinent in die Tanks zu pumpen.
Am dritten Novembertag des Jahres 1956 hatte hier ein viermotoriges Flugzeug der skandinavischen Fluggesellschaft SAS versucht, durch eine schwere Wetterwand nach unten zu gelangen. Viermal mußte der Pilot Anlauf nehmen, ehe er die DC-6B endlich auf die Betonpiste von Goose-Bay setzte. Kalte, feuchte Nacht empfing die Passagiere, als sie sich nach draußen begaben und im Scheinwerferlicht auf dem Platz vor dem schmucklosen Verwaltungsgebäude in einer Weise ihre Zeit vertrieben, wie wohl nie zuvor Passagiere in Goose-Bay es getan hatten: Sie sprinteten mit langen Schritten, deuteten Sprünge an oder liefen in kleinen Rudeln gemächlich Runden, so lang wie es der Platz erlaubte – zumal sehr bald Polizisten erschienen, die ihn absperrten und die ihnen seltsam erscheinenden Gäste genau im Auge behielten.
Um es kurz zu machen: Es war dies der erste Zwischenaufenthalt der kleinen DDR-Olympiamannschaft auf dem Boden des amerikanischen Kontinents. Genauer auf kanadischem Boden, ganz genau in der Gänsebucht, die zur kanadischen Provinz Neufundland gehört. Unter denen, die – vom Präsidenten unserer Republik, Wilhelm Pieck, im Schloß Niederschönhausen verabschiedet – vor knapp zwanzig Jahren ausgezogen waren, um zum ersten Mal die DDR bei Olympischen Sommerspielen zu vertreten, war sogar mehr als eine Handvoll, die wenige Tage später im australischen Melbourne für erstes Aufsehen sorgten: Wolfgang Behrendt, der die erste Goldmedaille für die DDR eroberte. Unsere Sprinterinnen, die Silber und Bronze holten. Klaus Richtzenhain, der mit seinem zweiten Rang auf der 1500-m-Strecke eine der größten Überraschungen der Spiele schuf. Aber auch solche, die ebenfalls mit letztem Einsatz kämpften, ohne damit auch nur in die Nähe einer Medaille zu kommen.
Einer von denen zum Beispiel hatte vier Jahre zuvor hingerissen die Reportagen von den Olympischen Spielen in Helsinki gehört. Die Athleten der DDR waren da bekanntlich noch ausgeschlossen. Er hatte die strahlenden Sieger bewundert und davon geträumt, eines Tages auch zu ihnen zu gehören. Zunächst jedoch hatte er, Angehöriger der Kasernierten Volkspolizei der DDR, seine dienstlichen Aufgaben zu lösen. Die Erinnerungen an seine Träume wurden erst wieder wach, als man ihn eines Tages für einen Kompanie-Waldlauf nominierte. Er gewann und wurde zur Meisterschaft des Verbandes entsandt, von der er ebenfalls als Sieger heimkehrte. Damit begann die Laufbahn des Langstrecklers Friedrich Janke, der sich dann an einem Oktobertag 1956 mit einem glanzvollen 5000-m-Rekordlauf in Dresden in die Olympiamannschaft für Melbourne kämpfte.
Eine Mannschaft – wie man sich in Erinnerung zu rufen hat –, die aus Aktiven der DDR und der BRD formiert werden mußte, weil das Internationale Olympische Komitee den Bonner Alleinvertretungsansprüchen nicht ganz verschlossen war und eine solche kombinierte Mannschaft verordnet hatte, ohne auch nur den Zipfel einer olympischen Regel dafür als Grundlage vorweisen zu können. Das Problem dieser „gemeinsamen" Mannschaft lag schon auf dem Tisch, als in Melbourne noch nicht einmal die ersten olympischen Eintrittskarten verkauft waren. Dem Leser unserer Tage muß dazu noch erklärt werden: Nach den olympischen Regeln hat jede Olympiamannschaft einen „Chef de Mission" zu benennen, der für den Kontakt mit dem Organisationskomitee der Spiele zuständig ist und zu dessen Obliegenheiten es auch gehört, die offiziellen Meldungen der Aktiven zu unterschreiben. Als 1955 der Beschluß über jene kombinierte Mannschaft zustande gekommen war, hatte die DDR für die Besetzung dieser Funktion einen Kompromiß unterbreitet: Um jedem Streit aus dem Wege zu gehen, stellt die DDR den Chef de Mission für die Winterspiele und die BRD jenen für die Sommerspiele. Doch dieser Vorschlag wurde von Seiten der BRD abgelehnt und stattdessen folgender durchgesetzt: Den Chef de Mission stellt das Land, das die meisten Athleten in der Mannschaft hat. Da in Melbourne 37 DDR-Athleten 150 Sportlern aus der BRD gegenüberstanden, was auch etwa dem damaligen sportlichen Kräfteverhältnis entsprach, schien den Erfindern dieser Regelung in jener Zeit dies als eine Lösung für die Ewigkeit. Und demzufolge war man auf BRD-Seite auch nicht „kleinlich" gewesen, als die DDR nach dem Dresdner Rekordlauf Friedrich Janke nachträglich für die Mannschaft vorschlug – 36 oder 37 Athleten aus der DDR, das schien keine Rolle zu spielen. So sehr Friedrich Janke, den seine Freunde nur Fritz nennen, sich darüber freute, einen Platz in der Olympiamannschaft erkämpft zu haben, so gründlich er sich dann auf seinen 5000-m-Vorlauf vorbereitete, als er in die olympische Arena kam – es gelang ihm auch nicht annähernd eine ähnliche Zeit wie die in Dresden. Rund 36 Sekunden langsamer, mußte er sich mit dem sechsten Rang im Vorlauf begnügen. Da aber nur die ersten fünf in den Endlauf kamen, sah er den großen Sieg von Wladimir Kuz aus der Sowjetunion nur von der Tribüne, verriet aber später einmal: „Auch dieses Erlebnis hat mir viel für meine Laufbahn gegeben."
Vier Jahre später stand die DDR schon mit zwei Läufern im olympischen 5000-m-Finale: Friedrich Janke hatte es diesmal

Silber gab es für Hans Grodotzki 1960 auf beiden Langstrecken. . .



geschafft und mit ihm Hans Grodotzki, dessen Talent wie das Jankes in den bewaffneten Kräften der DDR entdeckt worden war. Als der Neuseeländer Murray Halberg nach 3000 Metern das Feld mit einem furiosen Spurt auseinanderriß, schien die Entscheidung gefallen. Als einziger vermochte ihm Hans Grodotzki wenigstens mit einigem Abstand zu folgen. Der Armeesportler aus der DDR erkämpfte sich dann auch die Silbermedaille. Sein ASK-Klubkamerad Friedrich Janke wurde – die Bronzemedaille schon vor Augen – noch von dem Polen Zimny überspurtet und kehrte also auch von seinen zweiten Olympischen Spielen ohne Medaille heim. Doch auch der vierte Platz war für den großen Kämpfer Fritz Janke ein schöner Erfolg, und außerdem hatte er damit der DDR-Mannschaft immerhin drei Punkte für die Länderwertung gesichert.

Hans Grodotzki, der bereits über 10000 m eine Silbermedaille errungen hatte, mußte seine Laufbahn zwei Jahre später durch eine Verletzung beenden, die man, ohne auch nur in den Verdacht einer Übertreibung zu geraten, zumindest das Resultat eines überflüssigen Prestigerennens nennen muß.

Ein letztes Mal den Beschluß des Internationalen Olympischen Komitees über die kombinierte Mannschaft nachvollziehend, hatte die internationale Leichtathletikföderation darauf bestanden, daß auch für die 1962 in Belgrad stattfindenden Europameisterschaften eine solche Mannschaft durch Ausscheidungen formiert werden müsse. Der eigentlich in aller Welt längst erkannte Widersinn erreichte damit seinen Höhepunkt, weil damals der Start von DDR-Athleten auf dem Boden der BRD durch Polizeidekrete untersagt war. So mußten die Ausscheidungen schließlich in Prag und Malmö ausgetragen werden. Das 10000-m-Rennen in der südschwedischen Stadt brachte das tragische Ende der sportlichen Laufbahn Hans Grodotzkis. 200 Meter vor dem Ziel stürzte er plötzlich verletzt zu Boden, nachdem er im Gedränge von einem harten Tritt getroffen worden war. Vergeblich war später alle Kunst der Ärzte: der zweifache Olympiazweite kehrte nie mehr zu einem ernsthaften Wettkampf in die Stadien zurück. Und so sehr man sich davor hüten möchte, diesen nie geklärten Zusammenprall mit irgendeiner Absicht in Zusammenhang zu bringen, so unbestritten bleibt doch, daß es in einem im Grunde genommen sportlich völlig überflüssigen Rennen geschah, dessen Hektik obendrein solchen Zwischenfällen Vorschub leisten mußte. . .

Die Europameisterschaften des Jahres 1962 trugen uns übrigens den ersten Titel für die DDR ein: Manfred Matuschewski feierte in Belgrad den ersten Höhepunkt seiner großen Laufbahn, und glückstrahlend suchte er nach dem Sieg seinen Trainer Ewald Mertens. Dieser Mann hatte die erste große Läufergarde unseres Landes mit Siegfried Herrmann an der Spitze trainiert und erzogen und 1962 mit seinem Schützling Matuschewski erreicht, was ihm selbst in seiner eigenen Laufbahn nie vergönnt gewesen war.



. . .für Peter Frenkel 1972 im 20-km-Gehen Gold. Dazwischen lagen viele ASK-Olympiaerfolge.

Erfolgreiche Armee-Olympioniken

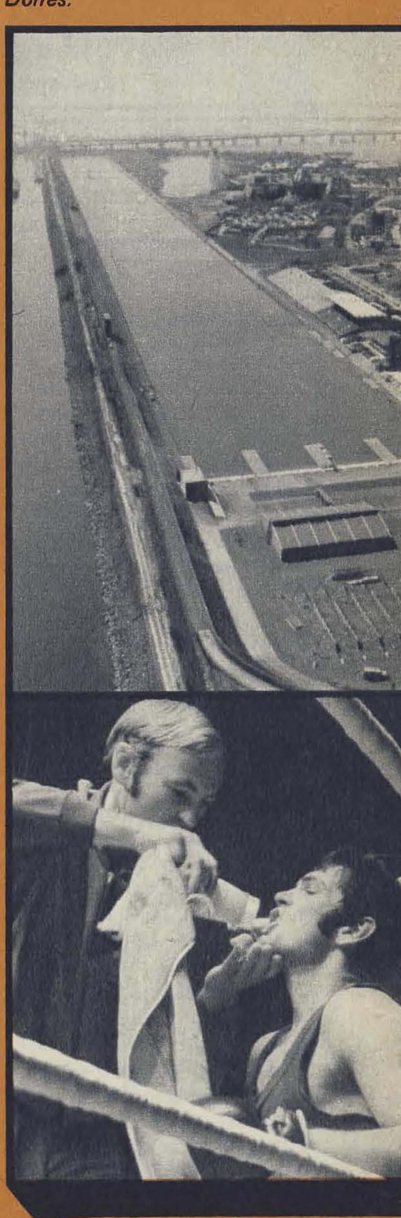
Zwanzig Jahre alt wird die Armeesportvereinigung in diesem Jahr. Ihre Entwicklung ist eng verknüpft mit der 20jährigen olympischen Geschichte der DDR. Immer gehörten Sportler der Nationalen Volksarmee zu den DDR-Olympiakämpfern sowie zu den Teilnehmern an Welt- und Europameisterschaften. Und nicht ohne Erfolg, wie unsere Statistik über die Medaillengewinne von Armeesportlern der DDR aussagt (Stand vom 31. 3. 76):

	Gold	Silber	Bronze
Olympische Spiele	14	13	15
Weltmeisterschaften	67	60	55
Europameisterschaften	72	57	71

Eben jener (inzwischen leider verstorbene) Ewald Mertens hatte übrigens einige Jahre vor diesem Matuschewski-Sieg einen jungen Mann entdeckt und in Nordhausen trainiert, von dem er ebenfalls einiges erwartete. Doch die erhofften überragenden Zeiten dieses jungen Athleten blieben aus, zumal ihn eine Verletzung noch erheblich zurückwarf. Auch später beim Armeesportklub Vorwärts machte er mit seinen Laufleistungen kaum auf sich aufmerksam. Schließlich überredeten ihn dort die Trainer, sich als Geher zu versuchen. Aber auch in dieser Disziplin fehlte es ihm zunächst an der Energie, die man zur Vorbereitung jeder großen Leistung benötigt. Da er aber nicht hinter seinen Genossen und Trainingskameraden zurückstehen wollte, riß er sich dann doch zusammen und wurde im Training ebenso verbissen wie gewissenhaft. Sehr bald zahlte sich das aus, und er machte mit Siegen und imponierenden Zeiten von sich reden. Am Nachmittag des 31. August 1972 stand er im Olympiastadion von München mit den 24 besten Gehern der Welt am Start zum 20-km-Wettbewerb. Auf einer 3-km-Schleife am Nymphenburger Kanal bemühte er sich gemeinsam mit seinen beiden Landsleuten Hans-Georg Reimann und Gerhard Sperling, das Feld zu sprengen und alle Rivalen so rechtzeitig hinter sich zu lassen, daß sie ihnen in der letzten Phase des Rennens nicht mehr gefährlich werden könnten. Das gelang denn auch. Nur einer hielt mit, aber der zählte ja zu ihren besten Freunden. Der 36jährige Wladimir Golubitschni aus der Sowjetunion verlor erst auf dem letzten Kilometer vor dem Stadion den Anschluß an seinen Rivalen aus der DDR, der als Mittelstreckler seine Laufbahn begonnen hatte und nun als 33jähriger vor einem großen Triumph stand. Da niemand mehr vor ihm war, der ihm hätte den Olympiasieg streitig machen können, als er auf die Kunststoffbahn des Stadions zurückkehrte, errät der Leichtathletikkenner auch sogleich den Namen: Oberleutnant Peter Frenkel. Hinter ihm kam Wladimir Golubitschni auf den zweiten Rang, von seinem Freund Peter Frenkel am Ziel mit freudig erhobenen Armen empfangen. Und Hans-Georg Reimann, der Ingenieur für Meß- und Regelungstechnik, holte die bronzene Medaille in die DDR...

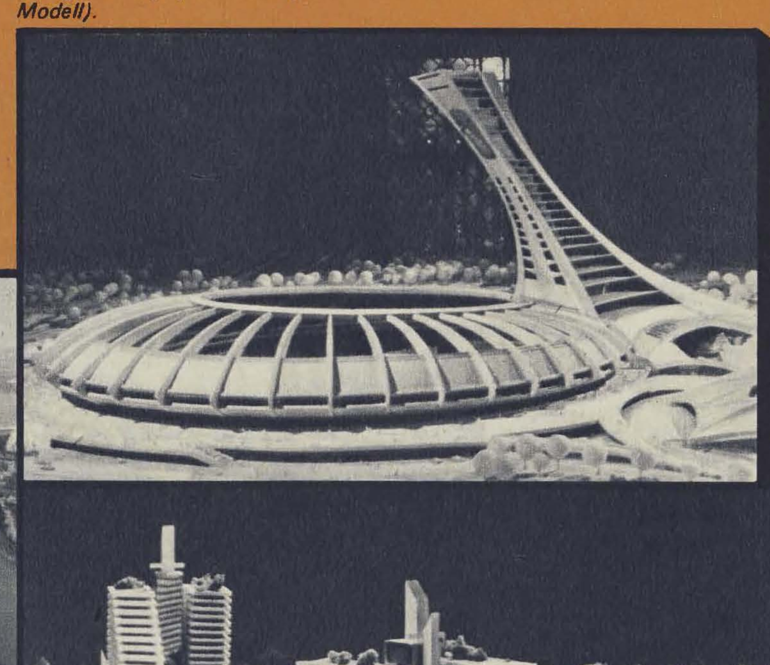
Wenn unsere Olympiamannschaft dieser Tage nach Montreal fliegt, wäre es durchaus denkbar, daß der Kommandant der Interflug-Maschine den Athleten eine knappe Stunde vor der Landung in der Olympiastadt über Bordfunk mitteilt, eben überfliege man in 10000 Meter Höhe die Goose-Bay. Mancher wirft vielleicht einen flüchtigen Blick hinab, mancher wird sich vielleicht den Namen notieren. Und doch wird kaum jemand wissen, daß vor zwanzig Jahren dort unten auf dem Betonplatz eines Flughafens, der im Zeitalter der Düsenflugzeuge längst seine Bedeutung verloren hat, die ersten Olympioniken der DDR eine halbe Stunde Aufenthalt zum Training in der feuchtkalten Nacht genutzt hatten. Zwanzig Jahre sind im Grunde ein leicht überschaubarer Abschnitt und ein Zeitraum, der dem Historiker noch nicht viel bedeutet. Für den Aufstieg des DDR-Sports aber waren es wohl die entscheidenden zwei Jahrzehnte. Und deshalb täte jeder, der sich für die Spiele in Montreal ein Merkbüchlein anlegt, gut daran, auf die erste Seite die Namen derjenigen zu schreiben, die einst die Fundamente legten. Und wer sich kein Merkbüchlein anlegt, sondern nur so die Spiele vor dem Fernsehschirm oder in den Zeitungen verfolgt, mit unseren Athleten fiebert und bangt, sollte es auch nicht vergessen. Denn man kann die Sieger von heute nur wirklich würdigen, wenn man die kleine Schar aus der Goose-Bay darüber nicht vergißt!

Die olympische Regattastrecke von Montreal und die imposanten Bauten des olympischen Dorfes.



Hier in Montreal möchte es Ullrich Beyer seinem Trainer Manfred Wolke gleichtun...

Das große Olympiastadion (im Modell).

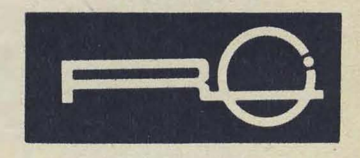


. . .auch Heinz-Helmut Wehling hofft auf seinen Olympiastart.

Mit einer „Regenrinne“ fing’s an



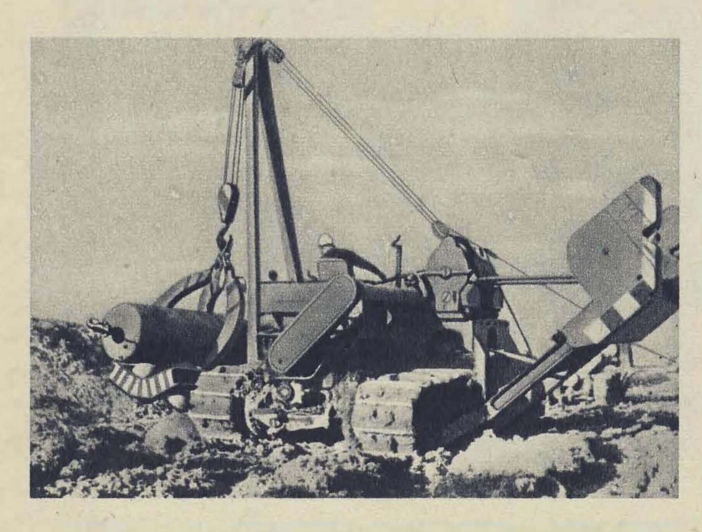
Als man zu Beginn unseres Jahrhunderts in einer Tempelanlage bei Abusir, auf dem Territorium der heutigen Arabischen Ägyptischen Republik, eine in Mörtel gebettete Kupferrohrleitung fand, stand man offenbar vor einer Arbeit der ersten Rohrleitungsbauer der Geschichte. Die Anlage diente allem Anschein nach zum Ableiten des Regenwassers. Entstanden ist sie aller Wahrscheinlichkeit nach so etwa um 2500 Jahre vor unserer Zeitrechnung.
Rund 4500 Jahre später machen andere Rohrleitungsbauer von sich reden. Investvorhaben unseres Chemie- und Kraftwerksanlagenbaus wie Zeitz, Leuna II, Premnitz, Guben, Böhlen, Schwarzheide, Boxberg, Hagenwerder, Thierbach und Lubmin sind untrennbar verbunden mit den Leistungen der Männer des VEB Kombinat Rohrleitungen und Isolierungen Leipzig. Auf all den oben genannten Großbaustellen unserer Republik montierten die Männer mit dem Rul am Helm – Maschinen- und Anlagenmonteure, Schweißer, Montageschlosser, Rohrleitungsmonteure, Reparaturschlosser, Lager- und Transportarbeiter – kilometerlange Rohrleitungen, Transportlinien für Dampf, Wasser, Gase oder anderes.
Übrigens suchen sie noch Kollegen, die ihnen bei der Arbeit helfen wollen. Auch Isolierer und Isolierhelfer, Klempner, Schlosser, Dreher, Industrieschmiede, Facharbeiter für Umformtechnik, Schlosser für Montage- und Vorrichtungsbau, E-G-Schweißer, Facharbeiter für Rohrleitungselemente, Maschinenarbeiter, Kranfahrer und Bohrwerksdreher können sich bewerben. Arbeitsmöglichkeiten bestehen in der ganzen Republik, denn die Männer mit dem Rul am Helm trifft man fast auf jeder Baustelle, zumindest da, wo es um Rohrleitungen und Isolierungen geht.



Hier die Adresse,
unter der Bewerbungen
erwartet werden:

VEB Kombinat
Rohrleitungen
und Isolierungen
Kaderabteilung
7021 Leipzig

Hohmannstraße 1



INHALT



6



52



90

Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin. Redaktion „Armee-Rundschau". Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag. Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postfach 46130, Telefon 4300618. Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk – Warschau; Oberst J. Schaulow – Sofia; Oberstleutnant J. Cerveny – Prag; Major E. Kutas – Budapest; Oberst I. Capet – Bukarest. „Armee-Rundschau" erscheint monatlich. Preis je Heft: 1,– Mark. Bezugszeit monatlich. Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr. Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 104 Berlin, Linienstr. 139/140, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungsvertriebs-Ämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR-701 Leipzig, Leninstraße 16, Postfach 160. Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG-WERBUNG Berlin, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR. Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6. Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97. Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann. Printed in GDR.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 29. 4. 1976

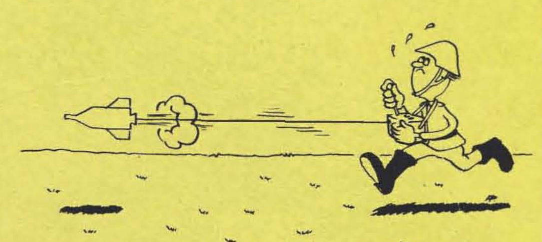
Fotos: Gebauer (13), S. 8, 10, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 47, 48; Uhlenhut (7), S. 2, 32, 33, 34, 47, 48, 49, 69, 81; Gebauer/Uhlenhut (1), S. 47; Getmanenko (1), Titel; Patzer (3), S. 6, 48, 87; Tessmer (2), S. 6, 7, 9; Bersch (3), S. 8, 9, 48, 49; Zühlsdorf (1), S. 11; Klöppel (1), S. 11; Grund/Lunkheit (1), S. 10; Pawelec (1), S. 18; DEFA/Pufahl (1), S. 35; Szaboky (1), S. 32; Walzel (1), S. 81; Kindt (1), S. 46; Stöhr (1), S. 49; ZB (14), S. 52, 53, 55, 56, 57, 90, 91, 93, 95; Schleicher (1), S. 56; Archiv (5), S. 52, 60, 61; Mayer-Günther (8), S. 76, 77; Joho/Gaul (4), S. 82, 83, Rücktitel; Spickereit (1), S. 86; Fröbus (2), S. 89, 91; Friedrich (1), S. 90. Fotografik S. 82, 83: Sepp Zeisz

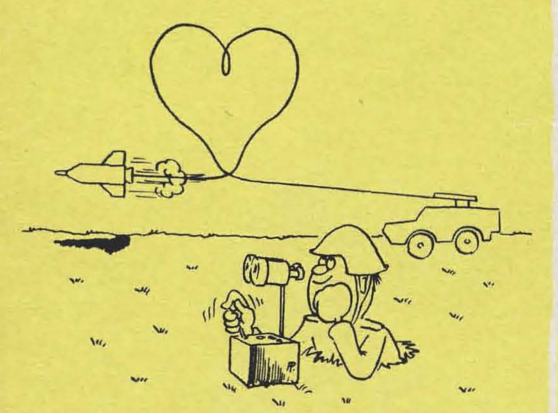


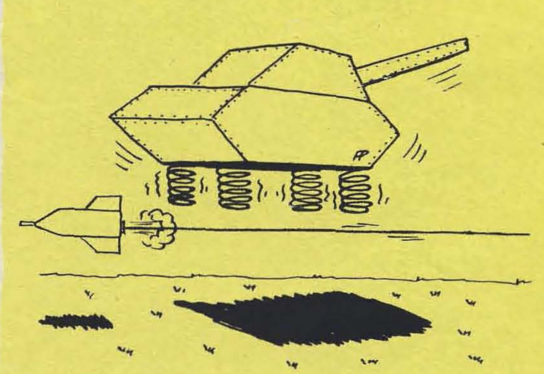
Mit PALR trainierte

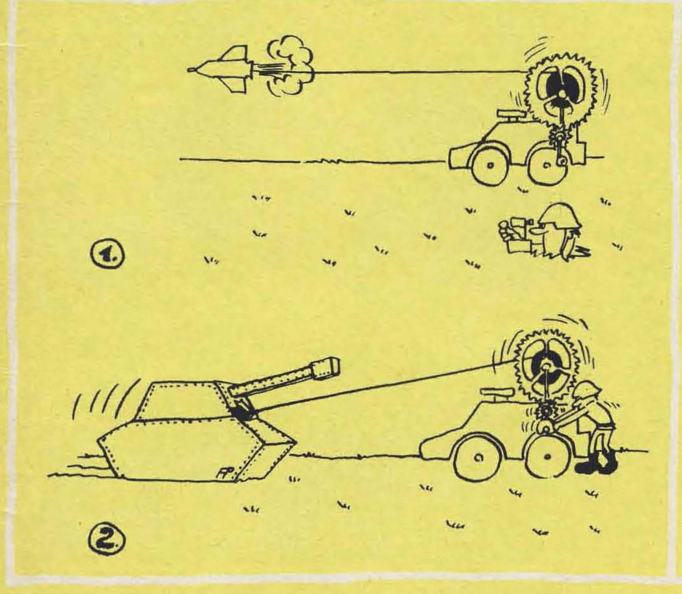
Achim Purwin

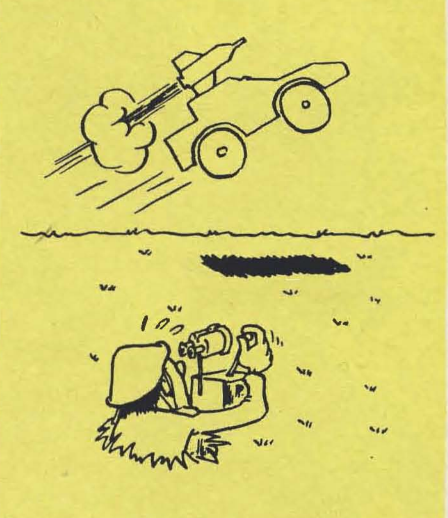














31 036

KATJA (hier ohne Roman und Co.)